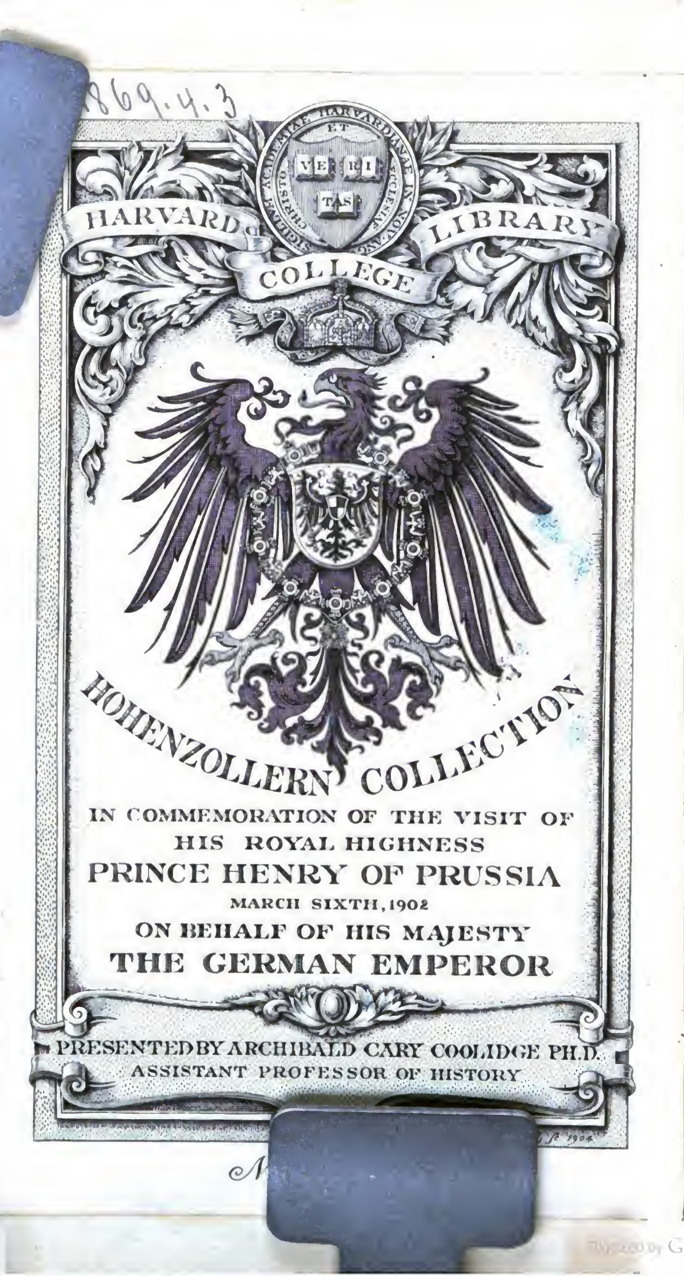
Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke

Adolf Hausrath



1869.4.3
VE RI TAS
CHRISTO ET ECCLESIAE
SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
HOHENZOLLERN COLLECTION
IN COMMEMORATION OF THE VISIT OF
HIS ROYAL HIGHNESS
PRINCE HENRY OF PRUSSIA
MARCH SIXTH, 1902
ON BEHALF OF HIS MAJESTY
THE GERMAN EMPEROR
PRESENTED BY ARCHIBALD CARY COOLIDGE PH.D.
ASSISTANT PROFESSOR OF HISTORY

Alte Bekannte.

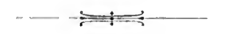
Gedächtnisblätter

von

Adolf Hausrath.

II.

Zur Erinnerung an Heinrich von Treitschke.



Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1901.

Zur Erinnerung

an

Heinrich von Treitschke

von

Adolf Hausrath.



Leipzig
Verlag von S. Hirzel
1901.

Vorrede.

Den Erinnerungen an Julius Jolly lasse ich hier verwandte an Heinrich von Treitschke folgen. Wem das Glück zu teil geworden ist, ein Stück seines Lebensweges an der Seite bedeutender Männer zurückgelegt zu haben, der kann seinen Dank für diese unverdiente Gunst des Schicksals nur damit abtragen, daß er das Gedächtnis an jene auffrischt. Den gereiften Lehrer der Berliner Universität haben noch Tausende unter den Lebenden gekannt; vielleicht sind darunter manche, die sich gern erzählen lassen, wie der junge Dozent seinen Freunden erschien und wäre es auch nur, um ihre eigenen Erinnerungen an den Herrlichen wieder aufzufrischen.

Als ich diese Blätter schrieb, hatte die Dulderin im Alexisbad ihr unbegreiflich schweres Los noch nicht vollendet. Manches Persönliche mußte deshalb

wegbleiben. Man wird billigen, daß ich es vorerst dabei lasse. Wer dieses Glückes Aufgang und Niedergang erlebt, dem liegt das Lied der Parzen im Ohr, das sie auch heute noch singen.

Heidelberg, den 13. Oktober 1901.

Hausrath.

Heinrich von Treitschke.

Es giebt Namen, die unsere Empfindung gleich Achilles und Jung Siegfried mit ewiger Jugend umkleidet und die wir anders als jung uns gar nicht vorstellen können. Wenn wir unter den neueren Hölty, Theodor Körner und Novalis, „den göttlichen Jüngling“ zu diesen zählen, so liegt es daran, daß der Tod sie in jungen Jahren hinwegnahm. Wenn wir aber unwillkürlich auch Heinrich von Treitschke in diese Reihe stellen, so beruht das nicht auf seinem Lebensalter, sondern auf seiner unverwelkten Frische. Treitschke starb als Zweiundsechzigjähriger, älter oder nahezu in demselben Alter wie seine Lehrer Häusser, Mathy, Gervinus, die wir würdige Greise zu nennen pflegen. Und doch blieb er uns Jung Siegfried bei seinem nie alternden fröhlichen Wesen, seiner, wie es schien, unverwüstlichen Lebenskraft. Mit seinen Studenten wurde er mit jedem Semester neu, und da er unter den Jungen lebte, blieb er mit der Jugend jung. Stets hatte er die Segel voll Hoffnung, die Adern voll Kampflust, den Kopf voll Gedanken der Zukunft, das Herz voll Freude und Sonnenschein. Auch darum ist er jung gestorben, weil er sich nicht ausgelebt,

weil er sein Lebenswerk, das allen am Herzen lag und das keiner als er leisten konnte, nicht vollenden durfte, weil der Tod dem mit Kraft und Frohsinn, gleich einem Jüngling Arbeitenden die Feder aus der Hand schlug, die noch so viel zu sagen hatte. Nicht als ernster Schnitter erschien uns hier der Tod, der treu die dürren Halme in die Scheune seines Herrn sammelt, sondern wie ein achtloser Knecht, der eine seltene Pflanze sinnlos abmähte, die noch die edelsten Früchte getragen hätte, denn er war jung.

Einen glücklichen Gedanken können wir es darum nicht nennen, daß man sich entschlossen hat, Treitschke auf dem Denkmal, das an der Universität Berlin ihm errichtet wird, im Professorentalar darzustellen. Allerdings nicht der Geheime Regierungsrat in Berlin, der einige Ähnlichkeit mit Gambetta bekommen hatte, aber die hohe, vornehme, straffe Jünglingsgestalt, an der alle Muskeln federten, deren Gesundheit und Kraftgefühl jede Bewegung bezeugte, wie sie in Leipzig und Heidelberg vor Studenten und Bürgern zu stehen pflegte, sie hätte dem Künstler den dankbarsten Vorwurf zu monumentaler Verherrlichung geboten. Den Gegner alles akademischen Zopfes aber im Talar darzustellen — Treitschke im Talar! — das mutet uns an wie Hermann Grimms Vorschlag, den ersten Kanzler des Deutschen Reichs so abzubilden wie Napoleon im Hofe der Brera, das heißt ohne alle Gewänder. Den hochsinnigen Entschluß selbst, Treitschke mit einer Statue zu ehren, begrüßen wir darum dennoch mit

(academic robe)

Freuden. Wie Huttens Name mit der Erhebung gegen den Papst, Körners Name mit der Erhebung gegen Napoleon, so wird der Name Treitschkes stets mit der Erhebung unseres Volkes aus der Schmach der Bundestagszeit zu der Herrlichkeit von 1870 verbunden sein, und wir freuen uns, daß auch in Berlin die Geisteshelden nicht mehr den Platz unter dem Pferde Friedrich II. angewiesen erhalten, sondern selbst auf dem Piedestale stehen.

1.

Wie so viele andere habe auch ich den Namen Treitschke zuerst gehört, als er im August 1863 auf dem Turnerfeste zu Leipzig zur Gedächtnisfeier der Leipziger Schlacht vor einer unabsehbaren Festversammlung sprach. Ein neunundzwanzigjähriger Jüngling, Privatdocent, dazu der Sohn eines hohen Offiziers, dem sächsischen Adel verwandt, verkündete er mit schmetternder Wucht, was in seinem Familienkreise als Demagogentum und Feindschaft gegen das erlauchte Königshaus auch nur zu denken verpönt war. Wie ein verheißungsvoller Stern leuchtete aus der ganzen Rede das Thema, *was ein Volk ernsthaft will, das wird es auch unfehlbar erreichen.* Der Philosoph Wundt war es, der mir im Lesezimmer die Süddeutsche Zeitung Braters mit dieser Rede zuschob. Sie las sich von Anfang bis zu Ende wie ein Dithyrambus und noch mancher wird, wie ich, sie

mit dem Vorsatze aus der Hand gelegt haben, was der drucken läßt, wirst du alles lesen.

So war es unsere große Freude, daß die badische Regierung im Herbste 1863 Treitschke als Extraordinarius für Staatswissenschaften an die Universität Freiburg berief. Daß er zugleich historische Vorlesungen halten werde, stand so fest, daß Wegele in Würzburg, der die historische Professur in Freiburg bereits angenommen hatte, sich sofort wieder von derselben entbinden ließ, als er hörte, Treitschke komme, da er nun auf Zuhörer doch nicht zu rechnen habe. Seine ersten Berührungen mit Baden waren dem Neuberufenen erfreulich. Er rühmte an Freiburg stets, daß es historischen Charakter mit traulicher Enge vereinige. Von seinem Zimmer schaute er über grüne Gärten nach dem Münster. An der Universität hatte er Politik und Encyklopädie der Staatswissenschaften zu lesen, aber vor einem viel größeren Kreise sprach er im Hörsaal der Anatomie und später in der Aula über deutsche Geschichte, Reformationsgeschichte und verwandte Themata. In der kleinen Stadt machte der noch nicht dreißigjährige Professor Epoche, nicht nur an der Universität, sondern ebenso in der Gesellschaft. Seine phänomenale Beredsamkeit, die nicht norddeutscher Wortreichtum war, sondern in der die Gedanken sich jagten, die gar nichts vom Virtuosentum hatte, sondern mit genialer Ursprünglichkeit aus dem Innersten quoll, hervorsprudelte wie ein unerschöpflicher Brunnen, scharte bei seinen öffentlichen Vor-

trägen und Festen die Hörer um ihn. Weniger zufrieden war er mit dem Erfolg bei den Studenten. Es mag sein, daß die staatswissenschaftlichen Fachkollegien, die er teilweise zum erstenmale las, seinen besten Kräften nicht die rechte Entwicklung gestatteten, aber die Hauptschuld lag doch an seinem Publikum. „Die Studenten," schrieb er an Freytag, „sind sehr schülerhaft und kranken an schläfriger Völlerei wie immer auf Landesuniversitäten." Es läßt sich denken, wie schwer der eifrige junge Docent, für dessen Erhaltung die Leipziger Studenten eine Deputation nach Dresden entsendet und den sie bei seinem Abgang mit einem Fackelzuge geehrt hatten, von diesem Rückschlage betroffen und verstimmt war. Mir sagte er: „Die Freiburger Studenten sind faul, stinkfaul." Mehr als einmal habe er seinen schwänzenden Zuhörern schreiben müssen, ob sie überhaupt beabsichtigten, das Kolleg noch weiter zu hören, sonst könne er seine Zeit besser gebrauchen. Es war nur menschlich, wenn diese Erfahrungen auch sein Urteil über die ganze Bevölkerung beeinflußten und er aus den verbummelten Söhnen auf nicht ganz entgegengesetzte Eigenschaften bei den Vätern schloß. Auch mit der Gesellschaft war er wenig zufrieden. „Leicht wird es mir nicht," schreibt er dem Vater, „mich in die geselligen Verhältnisse eines solchen kleinen Nestes zu finden; wer so wenig Talent zu Klatschereien hat wie ich und also die Eigenheiten jedes einzelnen nicht genau kennt, stößt jeden Augenblick an." Da der Freiburger Adel nicht

nur streng katholisch, sondern auch stocköstereichisch war, stiftete er mit seiner unverblümt preußischen Gesinnung und seinen Ausfällen auf die Pfaffen in der That viel Unruhe. Unter den Kollegen verkehrte er am meisten mit seinem Fachgenossen Mangold und dem Privatdocenten von Weech, dem Juristen Schmidt und dem Universitätsamtmann Frey, die als die einzigen preußisch Gesinnten galten. Der Brief, in dem er seinem Gevatter Gutschmid meldet, daß er wieder zu Paten gebeten sei, ist, in der Sprache des Kunsthandels zu reden, ein echter Treitschke. „Vor ein paar Wochen habe ich zum zweitenmale, diesmal persönlich, Gevatter gestanden, bei einem Töchterchen von M. und dabei im stillen die Unsterblichen gebeten, daß das Mädchen säuberlicher geraten möge als ihre ungewöhnlich rangenhaften Brüder. Bei meinem Pathchen in Kiel habe ich dies Gebet nicht nötig; dein Kronprinz wenigstens betrug sich in meiner Gegenwart immer als gebildetes Kind gebildeter Eltern.“ Durch seine Bonner Verbindungsbrüder, die beiden Nokk, wurde er mit dem Freiherrn von Bodman bekannt, dem Schwiegervater von Wilhelm Nokk. Am behaglichsten fand er sich im Hause des Juristen von Woringen, wo er seiner späteren Frau, der Freiin Emma von Bodman, näher trat und bei Hofgerichtsrat von Hillern, dessen Gattin, die Tochter der Charlotte Birchpfeiffer, ihn bei ihren poetischen Schöpfungen beriet. Schon nach dem ersten Semester war der taube junge Professor derjenige, von dem in der Gesellschaft

am meisten gesprochen wurde und er selbst rühmte meiner Frau, daß einige Freiburger Damen, um ihm zu helfen, die Zeichen- und Fingersprache erlernt hätten. Die Frauenwelt schwärmte für den schönen jungen Gelehrten und in sehr sittsamen Händen fand ich seine Gedichte, die seine Verehrerinnen sich hatten kommen lassen, um dann bei der Lektüre wie Psyche vor Amor zu erschrecken. Charakteristisch ist es doch, daß er mit historischen Balladen seine Publikationen begann, die er „vaterländische Gedichte“ (1856) und „Studien“ (1857) nannte. In der Phantasie lebte ihm die Vergangenheit, nicht in Excerpten und Regesten seines Schreibtisches.

Dem politischen Leben der Badenser, das sich damals wesentlich um den Streit über die Schule drehte, konnte er keinen Geschmack abgewinnen. Die Ultramontanen fand er einfach roh und dumm. „An einer Hochschule“, schreibt er, „die eine katholische Fakultät hat, ist es eine Phrase, von Lehr- und Lernfreiheit zu reden. Alle theologischen Professoren sind ordinierte Kleriker und von ihren Obern so vollkommen abhängig, daß erst kürzlich der Erzbischof unserem wackeren alten Geistlichen Rat Maier seine Hefte abverlangte. Dazu die theologischen Studenten in ein Konvikt eingesperrt und nach alter Jesuitenweise durch gegenseitige geheime Kontrolle auf Schritt und Tritt beobachtet. Das nennt man akademische Freiheit.“ Aber auch von den andern meinte er: „Der großherzoglich badische konzessionierte Liberalismus ist

nichts als wohlfeile Schreierei ohne rechten Mut", ja er nennt „den partikularistischen Liberalismus die verächtlichste aller Parteien," die aber leider in der nächsten Zeit wohl das große Wort führen werde. „Schauen Sie mal diesen Nationalverein! Hat es je in einer großen Nation eine solche Mißgeburt gegeben?" Derselbe trete, meint er, für die Reichsverfassung von 1849 ein, obwohl die Führer von ihrer Undurchführbarkeit selbst überzeugt seien und erkläre gleichzeitig die künftige Gestaltung Deutschlands für eine offene Frage; im Grunde also habe er gar kein Programm.

Bald sollte ich auch selbst die Bekanntschaft des Vielbewunderten und Vielgescholtenen machen. Ich war im Mai 1844 als Assessor nach Karlsruhe versetzt worden. Als junges Ehepaar sehr präcis in einer Gesellschaft bei Mathy erscheinend, hörten wir schon auf dem Vorplatz eine überlaute Stimme im Saale drinnen und dazwischen ein langsames, Silbe für Silbe betonendes Reden des Staatsrats. Das ist Treitschke aus Freiburg, sagte ich sofort. Und er war's. Von seiner Schönheit hatten die Freiburger Damen nicht zu viel gesagt. Eine hohe, breitschultrige Gestalt dunkle Haare und dunkle Gesichtsfarbe und dunkle, tiefsinnige Augen, bald träumerisch, bald lebhaft aufblitzend. Unverkennbar war der slawische Typus. Mit seinen schwarzen Haaren, dem mächtigen Schnurrbart, den er damals noch trug und seinen eifrigen Gestikulationen konnte er den Slawen nicht verleugnen. Er

sah aus wie ein vornehmer Slachtize, oder man konnte sich diese ritterliche Gestalt auch wohl als Hussiten, als Ziska denken. Später erzählte er mir, daß seine Vorfahren vertriebene böhmische Protestanten waren, Treschky war ihr Name, der in Schillers Wallenstein vorkommt, wo aber die Ausgaben meist Terzkys Regimenter druckten. Ganz von selbst war der schöne und jugendliche Freund Mathys von Leipzig her der Mittelpunkt der Gesellschaft. Aber als diese gegen Mitternacht durch die stille Residenz den Heimweg suchte, kam ein Polizist mit großen Schritten auf uns zu, um den lauten fremden Herrn zu größerer Stille zu ermahnen, doch zog sich der Mann des Gesetzes alsbald wieder zurück, als er in den Begleitern des Ruhestörers Herrn von Roggenbach und einige Ministerialräte erkannte. Da Treitschke damals schon das Karlsruher Archiv benutzte und mit seinem spätern Schwager Nokk von den Universitätsjahren her befreundet war, kam er von Zeit zu Zeit nach Karlsruhe, bald länger, bald nur auf Stunden, meist im Verkehr mit Mathy, Nokk, von Weech und Baumgarten. Bei ihm vollzog sich damals unter Mathys Einfluß die Wendung, die sich in uns allen vollzog. Er war anfangs ein eifriger Augustenburger gewesen und hatte sein erstes Freiburger Kolleggeld in der Anleihe für den Herzog angelegt. Auch seinen Freund von Weech hatte er durch Freytag dem Herzog von Augustenburg zur Berufung nach Kiel für publizistische Zwecke empfohlen. Dann tritt der Umschwung bei

ihm ein. Als er sah, daß es Bismarck Ernst war, für Preußen die Herrscherstellung an Ost- und Nordsee zu erobern, erklärte er freimütig, die oberste nationale Pflicht sei, Preußen zu stärken. Häusser wollte ihn bei seiner früheren Ansicht festnageln, indem er in der Sylvesterbetrachtung der preußischen Jahrbücher des Jahres 1864 Treitschkes erste augustenburgische Auslassungen zitierte. Aber er erreichte bei Treitschke nur, daß dieser in einem Aufsatze „über die Lösung der schleswig-holsteinschen Frage“ nachwies, daß die Erfüllung der Ansprüche des Augustenburgers dem Wohle Deutschlands schnurstracks zuwiderlaufe. Wiederum hatte er das lösende Wort gesprochen und was in unserem Kreise die Feder führte, trat nun einfach für die Annexion ein. „Mameluken und Renegaten“ schalt uns unser Heidelberger Kollege Pickford, der damals die Redaktion der Konstanzer Zeitung übernommen hatte. Andererseits war Treitschke nun ebenso toll gegen den Herzog wie früher für ihn. Er ist ihm jetzt „der elende Prätendent, den er aus tiefster Seele verachtet. Er hat nicht nur den edeln Entschluß nicht gefunden, den Deutschland von ihm verlangen darf, sondern hat auch durch eine gewissenlose demagogische Wühlerei sein Land nach Kräften zerrüttet.“ In Karlsruhe, der stillen Beamtenstadt, war ein solcher politischer Standpunkt allenfalls möglich, in dem gegen Preußen erregten Oberlande nicht. Kein Kind, das nicht überzeugt war, daß Preußen, wie schon einmal geschehen, die Herzogtümer dem Dänen-

könige ausliefern wolle. Der Junker Voland, der den König zum Bruch der Verfassung überredet hatte, war natürlich längst von England und Rußland bestochen, die Herzogtümer abermals unter die Herrschaft der Dänen zurückzugeben. Erlebt hatten wir es ja. Ich selbst habe als Knabe auf Freiburgs Gassen mit meinen Kameraden das Trauerlied auf Schleswig-Holstein gesungen:

„Schleswig-Holstein nun verschlungen
Durch der Dänen Ränke Macht,
Preußen wird dir Thränen leihen,
Dessen König immer zagt.“

Alles, was nach dem kurzen Lichtblick der neuen Aera in Preußen geschehen war, war für die süddeutsche Bevölkerung ein Gegenstand des Hohns. Sagte ein Junge eine rechte Dummheit, so riefen seine Kameraden: „Geh nach Königsberg und laß dich krönen!“ Auf der Messe aber kreischten die Orgelweiber, indem sie das Bild des „Kartätschenprinzen“ mit dem Stecken wiesen:

„Das ist der Wilhelm von Gottes Gnaden,
Er nimmt die Krone wie einen Fladen
Von Gottes Tisch und setzt sie, pauf,
Seinem durchlauchtigsten Haupte auf.“

Den gegen sein Sachsen so rücksichtslosen Politiker erfüllte diese Rohheit der Gasse und der Ton der Freiburger Demokratenblätter gegen Preußen mit ungeheurer Entrüstung. Er nennt in einem Briefe an Freytag die Badenser „ganz versunken in den Sumpf

der Phrasen und Schimpfreden. Betrachte ich diese Parteien, so scheint mir der sittliche Wert hüben wie drüben der gleiche; namentlich die phrasenhafte Verlogenheit unseres Durchschnittsliberalismus erfüllt mich mit tiefem Ekel. Ach wir werden lang an uns zu arbeiten haben, bis wir wieder reden dürfen von deutscher Treue! Muß ich nun wählen zwischen beiden Parteien, so wähle ich Bismarcks Seite, denn er kämpft für Preußens Macht, für unsere legitime Stellung an Nord- und Ostsee." Eine friedliche Bekehrung der Badenser zu Preußen hielt er für unmöglich. „Daß unser Schicksal sich rund und nett durch eine Eroberung entscheiden wird, ist mir inmitten dieses scheußlichen süddeutschen Partikularismus vollkommen klar geworden. Ich habe sechs Jahre meines Lebens im Süden verlebt und hier die traurige Überzeugung erlangt: Auch wenn ein Kabinett von lauter Steins und Humboldts in Berlin herrschte, würde der Haß und der Neid der Süddeutschen gegen Preußen sich nicht mindern." „Ich sehne mich nach dem Norden. Dorthin gehöre ich mit meinem ganzen Wesen und dort wird auch unser Schicksal sich entscheiden." Seine öffentlichen Vorträge waren sehr besucht, „aber," so meint er, „die Philister kommen voreingenommen in die Aula, mit dem festen Vorsatze, jedes Wort, das ich über Preußen sage, als eine Lüge aufzunehmen. Die Thoren, die blöden Thoren, die von moralischen Eroberungen Preußens im Süden träumen! Sie hätten die Dithyramben auf den Rhein-

bund in den letzten Monaten hören sollen — und das alles mit dem Pathos des echten Patriotismus! Man meint, die Süddeutschen seien die Bescheidensten unseres Volkes. Ich sage, sie sind die Dünkelhaftesten, sie halten sich Mann für Mann für die eigentlichen Deutschen und den Norden für ein halbbarbarisches Land. Dazu ein zuchtloses Maulheldentum, daran ich nicht ohne Ekel denken kann. Glauben Sie mir, nur das gute Schwert des Eroberers kann diese Lande mit dem Norden zusammenschweißen." Als ich später am runden Tisch des Heidelberger Museums Abend für Abend mich mit ihm aussprach, wurde mir klar, daß es hauptsächlich zwei Gründe waren, wegen deren er unsere Bevölkerung nicht verstand. Einmal erschienen wir ihm lau, weil die nationalen Accorde von uns nicht mit der Wucht angeschlagen wurden, wie er das von einem guten Deutschen verlangte. Aber wozu sollten wir das? In dem Sachsen des Herrn von Beust und in dem Preußen der Reaktionszeit war der nationale Gedanke verpönt, und darum fühlten die Patrioten sich gedrungen, Zeugnis abzulegen zur Zeit und zur Unzeit. Wir aber lebten in einem freien Lande und unter einem deutsch gesinnten Fürsten, unter dem ein patriotisches Gethue eine sehr billige Sache gewesen wäre, abgesehen davon, daß wir Süddeutschen nicht gern von unsern Gefühlen reden. Ich sagte ihm, wie ich die wärmsten Empfindungen für meine Familie habe, aber es nicht über mich bringe, das Lob von Frau und Kind mit Pauken und Trom-

peten auf den Gassen zu verkünden, so verbiete mir dieselbe fromme Scheu öffentlich mein Vaterland zu preisen und erinnerte ihn an die Rede der Yankees, wenn einer von Patriotismus spricht, weiß ich gleich zum voraus, daß er ein Schuft ist. In betreff der Franzosenfreundlichkeit aber, die er Rheinbundsgesinnung schelte, könne er sich schwer in unsere Lage versetzen. Wir hätten von den Franzosen im letzten Jahrhundert nur Gutes erhalten, Erlösung von dem pfalzbayerischen Regiment, von Jesuiten und Lazaristen, von Bischofs- und Junkerherrlichkeit, von Zunftzwang und Frondienst — das alles, selbst die Existenz des Landes, in dem wir uns wohl fühlten, verdankten wir direkt oder indirekt Napoleon und dem côde Napoleon, wo da der Franzosenhaß herkommen solle, den ich bei dem durch Napoleon ausgesogenen Preußen und mißbrauchten Sachsen freilich ganz natürlich finde. Ihn entrüstete es, wenn er auf den Gängen der Wirtshäuser im Schwarzwald und sogar in den Gaststuben die kleinen Lithographien fand, die unter dem ersten Kaiserreich von Paris aus auch über die Rheinbundstaaten in Tausenden von Exemplaren ausgeschüttet worden waren, die den Sieger von Marengo, die Sonne von Austerlitz, Napoleons Schlacht bei den Pyramiden u. dergl. darstellten und die nach dem konservativen Sinn des Bauern so lange die Wände zierten, bis sie jetzt nach und nach von Motten und Rost und Holzwürmern bestattet worden sind. Selbst die Rolle, die die Franzosen in den Schwarzwald-

bädern und in Baden-Baden spielten, war ihm ein Anstoß. Als vollends ein Heidelberger Advokat im Reichstag dem neuen Teutonentum der Militärvereine gegenüber erklärte, der gebildete Franzose sei für ihn noch immer der liebenswürdigste Mann Europas, erklärte uns Treitschke für unverbesserliche Rheinbündler. Aber ein Blick in die Briefe der Frau Rat Goethe in Frankfurt, die Gott um französische Einquartierung bittet und nicht um preußische, hätte ihm sagen können, daß auch in solchen Äußerungen die Erfahrungen einer langen Geschichtsepoche mitredeten, die man mit stolzen Worten nicht auslöscht. Dazu war die Zeit, in der das preußische Ministerium das Budgetrecht des Abgeordnetenhauses mit Füßen trat und durch die sophistische Theorie von der Lücke in der Verfassung das Rechtsgefühl jedes ehrlichen Deutschen empörte, in der die wunderlichsten Aussprüche des Obertribunals, begleitet von Strafversetzungen der würdigsten Beamten die Bevölkerung erbitterten, doch wirklich nicht dazu angethan, den Süddeutschen Lust zu machen, sich Preußen anzugliedern. Für seine Propaganda war also der Moment der denkbar ungünstigste. Fielen doch in jenen Tagen sogar so alte Verehrer des Bundesstaats mit preußischer Spitze, wie Brater, zur Triasidee ab und Treitschkes Freund Freytag hatte dafür nur den Stoßseufzer: „Es ist immer sehr traurig und hassenswert, wenn man es verständigen Leuten so leicht macht zu Eseln zu werden.“ Warum sollte also die unver-

ständige Menge so bitter beurteilt werden, wie Treitschke es that. In Sachen unserer kirchenpolitischen Kämpfe aber, und das war das Zweite, befand er sich in der Lage eines Gastes, der in die Stube eintritt, in der schon seit Stunden ein hitziger Streit im Gange war und der darum, weil er den Anfang nicht miterlebt hat, sich nicht in die Temperatur der streitenden Teile zu versetzen vermag. Schon damals ist mir der souveräne Ton, mit dem er und seine nichtbadischen Freunde, Baumgarten voran, über die badischen Kämpfe absprachen, ärgerlich gewesen. Sie fanden den Schulstreit kleinlich neben der gewaltigen nationalen Frage, um die es sich handle, und übersahen dabei nur, daß das Abschütteln des klerikalen Regiments für uns die erste Vorbedingung eines Anschlusses an das protestantische Preußen war. Von der Lage in der Bevölkerung wußten sie viel weniger als von den Vorgängen in den Ministerien und bei Hof. So schauten sie fortwährend hinter die Coulissen und verpaßten dabei das Stück, das schließlich doch von der Bevölkerung und nicht hinter den Coulissen gespielt wurde. Zu einer wirklich kordialen Übereinstimmung mit dem Bürgertum hat es darum keiner von den norddeutschen Politikern gebracht, während Bluntschli, der dem Süden angehörte, trotz seiner verdächtigen politischen Vergangenheit, bei den Liberalen in großem Ansehen stand.

In den Herbstferien 1868 war Treitschke geraume Zeit in Karlsruhe, steckte aber meist im Archiv und

brachte den Abend in der Familie seiner Freunde oder in angestrengter Arbeit zu. Sein Wohlgefallen an dem „Pfaffenstädtchen“ hatte nicht zugenommen und immer häufiger äußerte er den Wunsch, dem Orte näher zu sein, wo nicht nur geschimpft und gestritten, sondern gedacht und gehandelt werde. Dennoch hätte es damals wenig Plätze in Deutschland gegeben, wo er seine politischen Meinungen, ohne von oben angefochten zu werden, so frei heraussagen durfte wie bei uns, das zeigt die Veröffentlichung seiner berühmten Abhandlung „über Bundesstaat und Einheitsstaat“, von der er selbst es „spaßhaft“ fand, daß sie gerade in Freiburg geschrieben werden mußte. Heute freilich sind seine Ausführungen, daß der deutsche Bund kein Bund der Staaten, sondern ihrer Souveräne sei, daß Österreich ein deutscher Staat nicht genannt werden könne und daß die Kleinstaaten überhaupt keine Staaten seien, weil ihnen die Macht der Selbstbestimmung fehle, Gemeinplätze geworden; damals antwortete ihm ein Wutgeschrei der partikularistischen Presse. Selbst Beamter eines Kleinstaats, ließ er vergnüglich drucken, ein spannenlanges Schiff sei überhaupt kein Schiff und wenn die Kleinstaaten von Preußen annektiert würden, geschehe ihnen nur, was sie selbst dereinst den kleineren Territorien auch gethan, denn aus Annexionen seien sie selbst entstanden. Von den deutschen Fürsten meinte er: „Die Mehrzahl der erlauchten Häupter zeigt eine erschreckende Familienähnlichkeit, die wohlmeinende Mittelmäßigkeit herrscht

fast überall vor. Und dieser von der Natur nicht sehr verschwenderisch ausgestatteten Generation ist von Jugend auf die Seele genährt worden mit der Lehre vom monarchischen Prinzip und mit den Überlieferungen der partikularistischen Mythologie. Von Kindesbeinen an umgiebt sie jener höfische Adel, der ein Fluch Deutschlands ist, denn er hat kein Vaterland, und verkümmert er nicht völlig in stumpfer Selbstsucht, so schwingt er sich doch höchstens auf zur ritterlichen Anhänglichkeit an die Person des Fürsten und das fürstliche Haus". Käme der Bundesstaat zu stande, den die Fürsten dem Einheitsstaat vorziehen, so würde ihr Los kein beneidenswertes sein. „Wenn schon heute der anspruchsvolle Königstitel der Mittelstaaten in keinem Verhältnis steht zu ihrer Bedeutung, so wird in einem Bundesstaat ein König von Sachsen oder Württemberg nicht ohne Humor betrachtet werden können. Monarchen in solcher Lage wären sehr überflüssige Wesen und die Nation würde früher oder später sich die Frage vorlegen, ob es nicht rätlich sei, so kostspielige und nutzlose Organe zu beseitigen." Diese Schrift sendete er dem Großherzog, der ihm freundlich für seine schöne Gabe dankte, ein Verlauf, den eine solche hochverräterische Publikation in wenigen deutschen Ländern genommen haben dürfte. „Die Karlsruher offizielle Welt," meldet er Freytag am 27. Dezember 1864, „hat sich von dem ersten komischen Schrecken über mein Buch bereits erholt", den Schrecken stellt er also selbst nicht in Abrede. Trotz-

dem sah er sich sogar zu Vorlesungen vor dem Hof mehrfach aufgefordert und ungeachtet seiner politischen Ketzereien, blieb er eine gesuchte und von oben ausgezeichnete Persönlichkeit, die man bereits als Nachfolger Häussers ins Auge faßte.

Als die Krisis endlich eintrat, auf die er so lange gewartet hatte, reifte in ihm der Entschluß, den undankbaren Freiburger Posten zu verlassen, da er von dort auch für ein publizistisches Eingreifen dem Schauplatz zu fern stand. Durch Roggenbachs Rücktritt war ihm Baden nicht lieber geworden. Von Stabel, Lamey, Ludwig u. s. w. meint er, sie dächten über Deutschland überhaupt nicht. „Der Edelsheim taugt gar nichts. Mathy steht ironisch lächelnd zur Seite; er ist über die Kleinstaaterei hinaus; er zuerst hat vorausgesagt, daß man heutzutage einen Kleinstaat nicht parlamentarisch regieren kann. Der Sturz unseres Freundes ist nur eine Frage der Zeit, er wird vermutlich durch die seltene Unfähigkeit der Kammern beschleunigt werden. Natürlich werden die gesinnungstüchtigen Leute in der nächsten Session die Minister solange durch naseweise Interpellationen quälen, bis die Liberalen gehen und die dauerhaften Bureaukraten bleiben. Das nennt man dann einen Triumph des parlamentarischen Prinzips.“ Noch drastischer lautet sein Urteil vom 12. Juni 1866: „Lameys Ansichten über große Politik stehen auf dem Niveau der Bierbank; dazu dieser Tropf Edelsheim! Roggenbachs Rücktritt war ein verhängnisvoller Fehler.“

Unfehlbar freilich waren die Treitschkeschen Freunde, im wesentlichen das spätere „Ministerium des Kaisers Friedrich“, selber nicht. Noch nach der Schlacht von Königgrätz redet Freytag in seinen Briefen von „Bismärckchen“ und den „Eulenspiegeleien“ dieses „Kindskopfs“, die er fürchte. Wer heute die ruhigen, selbstgewissen Briefe Bismarcks vergleicht mit den aufgeregten Korrespondenzen dieser geistvollen, politischen Dilettanten, wird keinen Augenblick im Zweifel sein, auf welcher Seite die Überlegenheit des Geistes und Charakters war. Aber das Besserwissen lag damals in der Luft und die frevelhaften Versuche von Oskar Becker und Blind-Cohen, die König Wilhelm und Bismarck aus dem Wege räumen wollten, weil sie nicht die rechten Leute seien, Deutschland zu konstituieren, waren nur ein brutaler Ausdruck derselben Besserwisserei. Dabei waren die Herrn untereinander durchaus nicht einiger als mit der Regierung, und als Baumgarten die Preußen mahnte, mehr an den drohenden Krieg als an ihren Verfassungsstreit zu denken, bekam er ob solcher „Piepmeierei“ von Freytag in den Grenzboten eine sehr unhöfliche Antwort. Der Preuße wollte von dem Braunschweiger nicht über seine Pflichten belehrt sein.

Inzwischen war Bismarck auf Treitschke aufmerksam geworden und ließ durch den preußischen Gesandten in Karlsruhe, den Grafen Flemming, ihm den Antrag machen, zu weiterer Rücksprache nach Berlin zu kommen. Der Graf, ein sehr musikalischer Herr

und behaglicher Lebemann, machte aber über den Zweck der Reise so wenig präzise Angaben, daß Treitschke am 7. Juni 1866 an Bismarck selbst schrieb. Es war sicher für ihn eine große Versuchung, als Bismarck ihm nun antrug, er solle in seiner nächsten Umgebung an den großen Aktionen, die bevorstanden, sich beteiligen, das Manifest an das deutsche Volk abfassen und publizistisch für die gute Sache wirken, nach dem Friedensschlusse aber eine ordentliche Professur der Geschichte in Berlin übernehmen. Wie viele wohl von denen, die ihn damals einen Mamelucken und Überläufer schalten, hätten eine solche Versuchung bestanden? Er antwortete, die preußische auswärtige Politik Bismarcks wolle er unterstützen wie bisher, aber preußischer Beamter könne er nicht werden, ehe der verfassungsmäßige Zustand wiederhergestellt sei. Ehe das geschehen, würde auch keine Überredungskunst der Welt, und wenn sie mit Engelszungen redete, auf die Nation Eindruck machen. Selbst die Abfassung des Kriegsmanifestes lehnte er ab. Er wollte seinen ehrlichen politischen Namen auch um den Preis einer großen Wirksamkeit nicht darangeben. Als Bismarck später einmal „unsern Braun“, wie dieser mir selbst erzählte, zum Mittagessen in der Familie einlud, um ihn für seine schutzzöllnerischen Projekte in ähnlicher Weise zu bearbeiten und Braun fest blieb und erklärte, er könne nicht seine ganze Vergangenheit abschwören, zum Schutzzöllner sei er nicht erzogen, warf Bismarck zornig die Serviette auf den

Tisch, ging weg und schlug die Thüre hinter sich zu, worauf Braun, obwohl die Fürstin ihn bat, mit dem kranken Manne nicht zu rechten, dennoch den Damen sagte, alles lasse er sich auch nicht bieten, und sich gleichfalls zurückzog. Den ähnlich gestellten Treitschke muß Bismarck doch höher eingeschätzt haben, denn trotz des Korbs, den ihm dieser gegeben, lud er ihn nach den Siegen nochmals ins Hauptquartier ein, und obwohl Treitschke nochmals jede offiziöse Thätigkeit ablehnte, ehe der verfassungsmäßige Zustand wiederhergestellt sei, gewährte Bismarck ihm die unbeschränkte Benutzung der Archive bis zu dem Tag, an dem er selbst das Ministerium übernommen hatte, und ließ für den verwundeten Bruder Treitschkes persönlich Sorge tragen.

In welcher Stimmung Treitschke sich in jenen Tagen befand, geht aus einem Briefe an Gustav Freytag vom 12. Juni hervor, in dem er schreibt: „In so ernster Zeit, umgeben von lauter bis zum Wahnsinn fanatisierten Gegnern, fühle ich jetzt oft lebhaft das Bedürfnis, mit den alten Freunden zu reden. Die Unsicherheit und Unklarheit der Lage hat auch sehr lebhaft in mein Leben herübergespielt. Ich habe ein paar schwere Tage hinter mir. Bismarck wollte mich in sein Hauptquartier haben; ich sollte die Kriegsmanifeste schreiben, für die deutsche Politik der Regierung arbeiten u. s. f. Eine Berliner Professur, das Ziel meiner Wünsche, war mir sicher; die Proklamationen gegen Österreich und für das deutsche

Parlament konnte ich mit bestem Gewissen schreiben. Kurz, die Versuchung war sehr groß, um so lockender, da der Aufenthalt hier sich allmählich kaum mehr ertragen läßt. Selbst Roggenbach, jetzt wieder durch und durch Preuße, wagte nicht abzuraten. Aber ich mußte ablehnen; ich konnte mich nicht einer Politik verpfänden, deren letzte Ziele nur ein Mann kennt, deren Sünden zu bessern ich keine Macht besitze; ich konnte nicht um eines sehr zweifelhaften Erfolges willen meinen ehrlichen Namen aufs Spiel setzen. Nach meiner politischen Moral soll man allerdings auch seinen guten Ruf dem Vaterlande zum Opfer bringen — aber nur dem Vaterlande, also nur, wenn man im Besitze der Macht ist und hoffen kann, durch Schritte, die der Menge ruchlos scheinen, den Staat wirklich zu fördern. Ich stehe anders.“ Er hatte das Richtige gewählt und sein Opfer ist nicht vergeblich gewesen. Es muß auf Bismarck doch Eindruck gemacht haben, daß selbst solche Fanatiker des Preußentums, wie Treitschke, ihm sein Umspringen mit dem klaren Rechte des Landes nicht verziehen. In jenen Tagen ließ er mit dem Präsidenten von Unruh Verhandlungen anknüpfen, wie der Verfassungsstreit beizulegen sei.

Der Verzicht, vermöge dessen Treitschke seine heißesten Wünsche vertagen mußte, ist ihm um so höher anzurechnen, als seine vereinsamte Stellung in Freiburg jeden minder tapfern Mann zu schleunigstem Abzug bestimmt hätte. Plakate und Drohungen der

Ultramontanen richteten sich ganz persönlich gegen ihn. Gensdarmen mußten seine Wohnung bewachen, denn inmitten einer aufgeregten katholischen Bevölkerung war er ganz anders gefährdet als Bluntschli in dem national gesinnten Heidelberg. Er aber lachte. „Hinter der schreienden Zuchtlosigkeit des süddeutschen Pöbels," schrieb er, „steckt nicht einmal soviel Mut als zum Einwerfen einer Fensterscheibe gehört." Als nun aber durch die Edelsheimsche Abstimmung vom 17. Juni der Anschluß Badens an Österreich feststand, reichte er seinen Abschied ein. „Ich kann mit meinem Eide nicht spielen", schrieb er an Freytag, „also nicht Staatsdiener bleiben in einem Rheinbundsstaate, den ich als Patriot nach Kräften zu schädigen suchen muß. Ich kann nicht den politischen Selbstmord begehen, mich in solcher Zeit in Feindesland zu vergraben. Dies meine, wie mir scheint, einfachen und durchschlagenden Gründe." Wie schwer ihm aber menschlich dieser Schritt gerade damals werden mußte, hat er nur einem Menschen gebeichtet, Gustav Freytag. „Was mir diese Wochen besonders hart machte und jeden radikalen Entschluß sehr erschwerte," schrieb er am 4. Juli an Freytag, „will ich Ihnen, aber auch nur Ihnen gestehen. Am 18. Juni, unmittelbar bevor ich meine Entlassung nahm, habe ich mich verlobt." In einem Augenblicke, in dem ihm eine feste Stellung alles sein mußte, stieß er vom Lande ab, ohne zu wissen, ob er auf der andern Seite festen Fuß gewinnen werde. An dem Tage, an dem Frei-

Escape from Freiburg…

burg sich im Jubel drehte wegen der preußischen Niederlage bei Trautenau, erhielt er die Nachricht seiner genehmigten Entlassung. Gleich am folgenden Morgen, am 29. Juni bestieg er die Bahn, um in Berlin sich eine neue Stellung zu suchen. Der Freiburger Mob hatte ihm nun wirklich eine solenne Katzenmusik zugedacht, da erfuhr man, der zu Ehrende sei bereits abgereist. Mehr, weil die badische Linie durch Militärzüge gesperrt war, um schneller vom Flecke zu kommen, als weil er Unannehmlichkeiten mit den Soldaten an den Bahnhöfen gefürchtet hätte, nahm er den Weg über Straßburg und Lothringen. Als er zu Münster am Stein eintraf, belehrten ihn die ausgehängten schwarz-weißen Fahnen, was es mit den preußischen Niederlagen auf sich gehabt hatte, über die seine Freiburger Gönner jubelten.

2.

Eine provisorische Unterkunft fand unser Patriot nach seinem Exodus in Berlin bei den „Preußischen Jahrbüchern“, in deren Redaktion er als Stellvertreter von Wehrenpfennig eintrat. „Für den Augenblick freilich,“ schrieb er an Freytag, „reden die Kanonen — und wie herrlich reden sie.“ Auch meinte er, jeder Husar, der einen Kroaten in die Pfanne haue, leiste jetzt dem Vaterlande mehr als alle Journalisten. Dennoch wollte er mit seiner Feder den siegreichen preußischen Adlern so nützlich sein als er konnte.

Bismarcks Verfassungsentwürfe billigte er, nur die Einführung des allgemeinen Stimmrechts konnte er damals so wenig wie nachmals loben. „Das allgemeine Stimmrecht," schreibt er, „halte ich in Deutschland für ein rohes und frivoles Experiment. Noch sind wir ein Volk der Bildung und nicht dazu angethan, uns dem souveränen Unverstande zu beugen. Aber freilich, wenn man diesen Point einmal vergeben hat, so ist es bei dem eifersüchtigen Gleichheitsdrange des Jahrhunderts fast unmöglich, ihn wieder zurückzunehmen. Ich fürchte, von allen Thaten Bismarcks ist dies die unheilvollste. Es wird ihm für den Augenblick eine willfährige Parlamentsmehrheit verschaffen, doch der Zukunft unabsehbare Verwirrung bereiten." Auch hier ist Treitschke kein falscher Prophet gewesen.

Die „Preußischen Jahrbücher" führten unter seiner Redaktion eine außerordentlich scharfe Sprache, doch trat nach einem Vierteljahr Wehrenpfennig wieder an seine Stelle und zu Anfang Oktober traf ihn im Hause der Braut zu Freiburg die Nachricht von seiner Ernennung zum Professor für Geschichte und Politik in Kiel. Gleich nach Schluß des Wintersemesters folgte dann seine Hochzeit in Freiburg und die Hochzeitsreise in Oberitalien, von wo die Neuvermählten nach ihrem neuen Wohnsitze aufbrachen, um an der Ostsee zum zweitenmal das Frühjahr zu genießen. Es hatte ganz in seiner Hand gelegen, schon jetzt Professor in Heidelberg zu werden. Der Großherzog selbst hatte

gewünscht, er solle an Stelle Häussers, der hoffnungslos an einem Herzleiden darniederlag, die geschichtlichen Fächer in Heidelberg übernehmen. Aber Treitschkes feiner Empfindung wiederstrebte es, sich dem sterbenden Manne, der zudem sein alter Lehrer war, als lachender Erbe vorzustellen. So ließ er sich für Kiel verpflichten.

Als Häusser dann unter dem Geläute der Osterglocken 1867 sein reiches Leben sanft beschloß, sagte Treitschke der jungen Gattin, für ihn sei Häusser etliche Jahre zu früh gestorben und er habe eine schöne Aussicht verscherzt. Das sei wohl das schönste Professorenlos, die Jahre der Jugend in dem schönen Heidelberg sich seines Wirkens zu freuen, worauf dann nach vielen Kämpfen und Siegen am Abende des Lebens der triumphierende Einzug in Berlin zu folgen habe. Da er zudem durch seine jüngste Schriftstellerei während des Krieges seine Berufung in einen Kleinstaat fast unmöglich gemacht hatte, richtete er sich auf ein längeres Verbleiben in der neuen Heimat ein und freute sich an der schönen Kieler Bucht seines jungen Glücks. Daß es auch hier für ihn nützliche Arbeit gebe, zeigte ihm der große Zulauf, den seine Vorlesungen aus dem Beamten- und gebildeten Bürgerstande hatten. Mit den ausdauernden und zuverlässigen Kieler Studenten war er sehr zufrieden. In Gutschmid und Ribbeck fand er treue Gesinnungsgenossen, aber auch mit den Holsteinern gewann er bald einige Fühlung. Bei Fräulein Hegewisch, der

Tochter des bekannten Mediziners und Patrioten, die wie irgend eine in die Klasse der „Schmerzenskinder“ und „up ewig Ungedeelten“ gehört hatte, lernte er die Führer der Augustenburger persönlich kennen. Es entwickelte sich ein freundlicher Verkehr, obwohl er es an Spott über die Holsteiner, die sich für die Normalmenschen hielten, nicht fehlen ließ. „Einmal,“ erzählte mir Fräulein Hegewisch, „ging ich auf der Heidelberger Hauptstraße des Gedränges halber statt auf dem Trottoir in der Straßenmitte, als ich es plötzlich hinter mir lärmen hörte: „Normalmensch, Normalmensch! Warum gehen Sie nicht wie andere auf dem Trottoir?“ Auch in den Briefen an Freytag ist viel von dem Holstendünkel und Holstenselbstlob die Rede und im Gespräche war er geneigt, den Lokalpatriotismus seiner schleswigschen Studenten daher zu erklären, daß jeder seinen Hardevogt kenne, der ihm gern bezeuge, daß er der Befreiung vom Kolleggeld ebenso würdig wie bedürftig sei. Daß den Holsteinern die übrige Welt mit Normalbrettern vernagelt sei, war auch eine der verbindlichen Wendungen, mit denen er sie erfreute. Desgleichen pflegte er seine Freundin, die auf die Schönheit Holsteins pochte, mit der Behauptung zu ärgern, in Kiel sei acht Monate Winter und vier Monate Regenwetter. Als ihn aber Mokk anfragte, ob er nach Baden zurückkehren würde, war seine Antwort: „Nach Freiburg nicht für alle Schätze Indiens, gern aber nach Heidelberg.“ Nun aber hatte er durch seine Schriftstellerei seit seinem

Abgang aus Freiburg seine Rückberufung nicht eben erleichtert. Was er im Juli 1866 von Berlin aus über „die Zukunft der norddeutschen Mittelstaaten“ geschrieben hatte, um zu beweisen, daß die Dynastien von Kurhessen, Hannover und sein eigener sächsischer Landesvater „reif, überreif seien für die verdiente Vernichtung“, konnte einer Berufung in einen Kleinstaat nicht eben zur Empfehlung dienen. Lag doch einige Paradoxie in dieser Absicht der badischen Regierung, da alles, was er von der Kleinstaaterei und den Napoleonischen Kronen schrieb, sich so gut auf Baden wie auf Sachsen und Nassau anwenden ließ. Und wie hatte er die armen kleinen Potentaten verhöhnt! „Deutschland,“ las man da, „wird nicht untergehen, selbst wenn jener nassauische Hauptmann mit seiner Kanone, seiner Magd und seinen sieben reisigen Hühnern wieder fröhlich einziehen sollte in die Marxburg, die Feste des Reiches Nassau . . . Ob der Frankfurter sich auch fürderhin einen Republikaner nennen darf, ob Herzog Bernhard Erich Freund und die Fürstin Karoline älterer Linie den Thron ihrer Väter wieder besteigen, das alles sind Angelegenheiten dritten Ranges, sie treten zurück vor der Frage nach der Zukunft der drei mittelstaatlichen Höfe des Nordens.“ Er wisse wohl, schrieb er, „der korrekte Göttinger Hofrat würde an seinem Gott verzweifeln, wenn die Georgia Augusta nicht mehr den wohllautenden Namen führte: ‚Juwel in der Welfenkrone‘, dem echten Leipziger Professor ist der Gedanke un-

faßbar, daß er aufhören soll, eine ‚Perle im sächsischen Rautenkranz‘ zu sein. Der Doktrinär ist verdrießlich und beleidigt, wenn die brutalen Thatsachen seine Cirkel stören. Den Gebrauch, den Preußen von seinen Zündnadelgewehren gemacht hat, kann er nicht billigen." (Gervinus) — — „aber .... man male sich die Scene aus, wie König Johann einzieht in seine Hauptstadt, wie der allzeit getreue Stadtrat von Dresden den Landverderber mit Worten des Dankes und der Verehrung empfängt, wie rautenbekränzte, weiß und grüne Jungfrauen sich neigen vor der befleckten und entweihten Krone, wie ein anderer Mahlmann die läppischen Gesänge der partikularistischen Dichtkunst erschallen läßt: ‚Das Veilchen blüht, die Raute grünet wieder‘ — wahrhaftig schon der Gedanke ist ekelerregend. Es wäre ein Anblick, wie wenn erwachsene Männer mit Bleisoldaten und Schaukelpferden spielten." Das war auch für gut preußisch gesinnte Deutsche eine etwas starke Sprache. Die Schrift wurde unter den Augen des preußischen Generals, der Dresden besetzt hielt, von dem sächsischen Staatsanwalt konfisziert, aber auf Befehl der Militärbehörde wieder freigegeben. Treitschkes eigener Vater gab in den Blättern eine entrüstete Erklärung gegen das Pamphlet des Sohnes ab und erhielt dafür einen eigenhändigen Trostbrief des Königs. Daß es da für den badischen Hof denn doch nicht leicht war, den Verfasser nach Heidelberg zu berufen, ist einleuchtend. Wie ihn seine früheren Artikel gegen die Mittel-

staaten hinderten, der Hochzeit seiner innig geliebten zweiten Schwester beizuwohnen, weil er dort die Karlowitze getroffen hätte, wie er um dieser Schrift willen einsam und gemieden am Grabe seines Vaters stand, als derselbe im folgenden Jahre beerdigt wurde, so brachte sie ihn um ein Haar um die Berufung nach Heidelberg. Ihr hatte er es zu verdanken, daß bei Erledigung von Häussers Lehrstuhl zunächst mit von Sybel verhandelt wurde, der namentlich in unserem Karlsruher Kreise große Verehrung genoß und durch seine außerordentliche Liebenswürdigkeit selbst unsere Partikularisten bei seinen Besuchen bezauberte. Baumgarten hatte in München mit ihm gearbeitet. Von Weech war sein Schüler. Er war ein intimer Freund von Philipp Jolly. Auch ich freute mich dieser Aussicht, denn seit ich 1863 einige schöne Wochen mit ihm und Hermann Grimm auf Rigi Scheideck verlebt hatte, hatte er mir mancherlei litterarische Freundlichkeiten erwiesen und mich an seine Karlsruher Freunde so warm empfohlen, daß ich von vornherein von diesen als Gesinnungsgenosse herzlich aufgenommen worden war. Aber bei seiner Stellung im Streite des Abgeordnetenhauses glaubte Sybel damals Preußen nicht verlassen zu dürfen. Inzwischen hatten sich die erregten Wogen geglättet, und Mathy hatte nie darauf verzichtet, seinen Max Piccolomini wieder nach Baden in seine Nähe zu ziehen. Nur in Heidelberg regte sich Opposition. Der seitherige Prorektor Hitzig, der noch nach Königgrätz am 22. November 1866

in seiner Festrede über den Text sprach, „was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele“ und seinem unentwegten Vertrauen auf die Wiederkehr Barbarossas und der ganzen schwarzrotgoldenen Kyffhäuserherrlichkeit Ausdruck gab, erklärte mir auf der Generalsynode in Karlsruhe, der wir beide anwohnten, er und seine Freunde würden alles thun, um eine so unglückliche Wahl zu verhindern. Sie wollten keinen Feuilletonisten, der die leichtfüßigen Pfälzer noch oberflächlicher mache. Auch sei Treitschke durch seine Taubheit für alle akademischen Geschäfte, die in Heidelberg die größte Bedeutung hätten, unbrauchbar. Auch der regierende Prorektor, der aus Bayern stammende Mediziner Friedreich, war ein Gegner der Berufung und hat später, als die akademischen Streitigkeiten ausgebrochen waren, sogar in einem Schreiben an den Minister erklärt, leider müsse man bezweifeln, ob der geistige Zustand des Herrn von Treitschke noch als ein normaler betrachtet werden könne. Nach langen Kämpfen wurde schließlich Treitschke von der Fakultät in dritter Reihe vorgeschlagen. In erster Reihe nannte man Pauly, um der württembergischen Regierung, die ihn zur Strafe von der Universität an eine Klosterschule versetzt hatte, eine Lektion zu erteilen. In zweiter Reihe stand Duncker, in dritter Treitschke. Im Senat wurde Duncker an erste Stelle gerückt. Jolly aber kümmerte sich um diese Reihenfolge nicht und nachdem Sybel abgeschrieben hatte, berief er Treitschke. Aber

auch bei diesem hatten sich nun einige Bedenken eingestellt. Er war durch seine Arbeiten auf das Archiv in Berlin angewiesen, dessen ungehinderte Benutzung bis zum Tage, wo er selbst Minister geworden war, Bismarck ihm auf das liberalste gestattet hatte. Für seine Zollvereinsgeschichte fand er dort das dankbarste Material. „Wie dumm von den Berlinern," sagte er mir später einmal, „daß sie das alles in ihren Akten begruben und Nebenius den Ruhm ließen, er sei der Begründer des Zollvereins." Von Heidelberg aus war aber das Archiv in Berlin viel schwerer zu benutzen und er wußte doch nicht, wie lange er einer solchen Gunst sich werde erfreuen können. Die Schwierigkeiten, auf die seine Berufung in Heidelberg gestoßen war, waren auch nicht gerade ermutigend und daß er dem badischen Liberalismus, den er 1866 bei der Arbeit gesehen hatte, große Sympathie entgegenbringen solle, war nicht von ihm zu verlangen. Er erkannte in einem Briefe an Jolly die vielerprobte vornehme Gesinnung des Großherzogs, der ihm nach seinem jähen Austritt aus dem badischen Staatsdienst doch wieder die Hand reiche, dankbar an, aber er machte sein Kommen von der Zustimmung der preußischen Regierung abhängig. An dem persönlichen Zureden seiner Freunde Mathy, Hofmeister und Nokk fehlte es in jenen Tagen nicht, und nachdem ihm von Berlin aus die Versicherung erteilt worden war, daß man seine Motive würdige und es selbst gern sehe, wenn er in Baden für die nationale Sache wirke und nach-

dem ihm der König seine preußische Staatsangehörigkeit vorbehalten hatte, nahm er den Ruf nach Heidelberg an.

Auf das gleiche Semester war ich zum Extraordinarius an der theologischen Fakultät ernannt worden und so begegneten sich aufs neue unsere Wege. Da ich bis zum letzten Augenblicke nicht wußte, ob aus dem Vorschlage der Fakultät etwas werden würde, hatte ich auch nicht die geringste Vorbereitung für die Wintervorlesungen treffen können und von Arbeit erdrückt, beschloß ich darum, außerhalb der Fakultät überhaupt keine Besuche zu machen. Da war es Treitschke, der ältere und Ordinarius, der mir, dem jüngeren und Extraordinarius, seinen Antrittsbesuch abstattete. So kamen wir in erneuten Verkehr, und da die Parteien der Preußenfreunde und Preußenfeinde sich immer schärfer sonderten, machte sich der engere Anschluß ganz von selbst. Am 22. November, dem dies academicus der Universität, hatte, der Übung gemäß, der Prorektor, der Mediziner Friedreich, uns gemeinsam bei dem Festessen durch einen Toast zu begrüßen. Der süddeutsche Fortschrittsmann wollte jede politische Anspielung vermeiden, und so kam er auf die sehr medizinische Vergleichung der beiden Neuberufenen mit den siamesischen Zwillingen, deren Natur und Geschichte er ausführlich entwickelte. Der eine sei der Stärkere gewesen und habe den Schwächeren, wenn er nicht gehorsam war, so lange in die Lüfte gehoben, bis er nachgab. Die Fröhlichkeit oder Traurig-

keit des einen habe sich auf den andern übertragen; wenn der eine Wein trank, spürte der andere die Folgen u. s. w. Dann redete er von den Beziehungen der theologischen Fakultät zur Medizin, da sie der Orthodoxie den Staar gestochen habe und darauf folgte dann das Hoch auf die beiden Neuberufenen. Treitschke erwiderte mit einem sehr ergreifenden Hinweis auf unsern gemeinsamen Lehrer Häusser. Mir blieb wohl oder übel nichts übrig, als mich als den schwächeren Zwilling vorzustellen, der von dem stärkeren sich schon oft gehoben fühlte und der verspreche, ihm stets gehorsam zu sein. Mir war dieses ganze Zwischenspiel recht geschmacklos erschienen, trotz des schallenden Gelächters, das Friedreichs Rede bei der gelehrten Korona erregt hatte, Treitschke aber hatte die gutmütigste Freude daran und wenn wir uns in der nächsten Zeit begegneten, fragte er immer sehr kameradschaftlich: „Nun Zwilling, wie befinden wir uns?“ Er selbst wendete später das unappetitliche Bild des Mediziners gern auf Delbrück und Kamphausen an, auch nicht zu meiner Freude.

3.

Die Schwierigkeiten mit den Studenten, über die Treitschke in Freiburg geklagt hatte, fand er in Heidelberg nicht, ein Beweis, daß die ablehnende Haltung der Freiburger Studentenschaft zum Teil auf großdeutscher und ultramontaner Verhetzung beruht hatte. Einige Füchse klagten mir wohl, daß sie in den ersten

Stunden ihn gar nicht hätten verstehen können, daß er viel zu schnell rede und daß sie das Schluchzen störe, mit dem er von Zeit zu Zeit, ohne es selbst zu hören, den Atem zurückziehe. Aber nachdem sie sich einmal an seine Weise gewöhnt hatten, gaben sie alle zu, daß diese Gabe der Rede, diese Treffsicherheit im Ausdruck, diese elementare Gewalt der Begeisterung sie wie ein nie erlebtes Wunder anspreche. Ein schwärmerischer, dann früh verstorbener Theologe brach sogar in die Worte des Johannesevangeliums aus: „Nie hat ein Mensch geredet wie dieser Mensch!“ Treitschke brachte auf das Katheder nur einen Zettel mit den Stichworten mit, damit er bei seiner Lebhaftigkeit nicht vom Wege abirre und nichts vergesse. Als er ihn einmal zu Hause hatte liegen lassen, sagte er mir, er sei doch fünf Minuten zu früh fertig geworden, schließlich bleibe man eben ein Gewohnheitsmensch, so habe er die ganze Stunde das Gefühl gehabt, als ob ihm etwas fehle. Was bei seinem Auftreten sofort bezauberte, war die Tapferkeit seines Wesens; straff aufgerichtet stand er da, einen Zug von Freudigkeit auf dem Antlitz, den Kopf zurückgeworfen und das, was ihn erregte, mit einem wiederholten raschen Nicken des Kopfes bestätigend. Der Inhalt war immer zugleich historisch und politisch. Während Ranke sich in den Bildern der Vergangenheit völlig verlor, vergaß Treitschke keinen Augenblick die Gegenwart. Was er von Cromwell, Gustav Adolf, Napoleon sagte, hatte immer seine Beziehungen auf

das heutige England, Deutschland und die Franzosen von heute. Sein Beispiel zeigte, daß das Zerzupfen der Quellen und das Suchen der ersten Berichte, wie unerläßlich auch diese Vorarbeiten sind, doch noch nicht den Historiker ausmachen. Wer das Schicksal eines Volkes erzählen will, muß es verstehen und man versteht nur, sagt Treitschke selbst, was man liebt. Die großen Historiker sind alle auch große Patrioten gewesen. Dazu ist keiner ein wirklicher Geschichtsschreiber, der nicht die Tiefen der menschlichen Natur erschöpft hat und weiß, wie die Gedanken in den Köpfen und die Leidenschaften in den Gemütern arbeiten. Der Geschichtsschreiber muß die Zusammenhänge genial zu ahnen wissen. Er muß eine Antwort haben auf die großen Lebensrätsel und er muß ein Dichter sein, der das Ganze machtvoll zu gestalten versteht. Das alles kam bei diesem genialen Menschen zusammen und darum ersetzte sein Kolleg den jungen Leuten Politik, Philosophie und Religion. Er war einer der Wohlthäter, von denen man leben konnte. „Wer Geschichte schreiben will," sagt Martin Luther, „muß das Herz eines Löwen haben", und so schreibt auch Treitschke: „Nur ein starkes Herz, das die Geschichte des Vaterlands wie selbsterlebtes Leid und Glück empfindet, kann der historischen Erzählung die innere Wahrheit geben. In dieser Macht des Gemüts, und nicht allein in der vollendeten Form liegt die Größe der Geschichtsschreiber des Altertums." Daß er damit sein eigenes Bild gezeichnet hat, wer wollte das

leugnen? „Gerecht soll der Historiker reden, freimütig, unbekümmert um die Empfindlichkeit der Höfe, ungeschreckt durch den heute viel mächtigeren Haß des gebildeten Pöbels", das war der Grundsatz, an den er auch auf dem Lehrstuhl sich hielt. Schon in den ersten Wochen seiner Heidelberger Zeit hatte ich, da ich für meine neutestamentliche Zeitgeschichte damals viel im Tacitus und Sueton las, gerade über dieses Thema mit ihm ein für mich lehrreiches Gespräch. Ich erklärte ihm, daß ich bei dem verbissenen Oppositionsstandpunkte der römischen Stadtaristokraten ihren Schilderungen der Cäsaren keinen größeren Wert beilege als der Darstellung Friedrichs des Großen bei Onno Klopp oder den Gelehrten der Frankfurter Zeitung. Die Bilder eines Julius II. und Leo X. von Raphael, des Erasmus von Holbein, des Spinola von Rubens, des Lorenzo Medici von Giorgio Vasari, des alten Karl V. und Paul III. von Tizian bestätigten völlig die Schilderungen ihrer Biographen, sie paßten wie die Illustrationen zum Texte, die Statuen und Büsten eines Augustus, Tiberius und Caligula straften dagegen Tacitus und Sueton Lügen. Diese Marmorköpfe erschienen mir stets wie ein stiller und vornehmer, aber für mich überzeugender Protest gegen die Verleumdung der feindlichen Skribenten, gerade so wie die philisterhafte Büste Trajans mich lehre, warum ihn Tacitus und Plinius so hoch stellten, eben weil er andere nicht hinderte, die Vergangenheit anzuschwärzen. Er ließ das nicht gelten;

auch dem schönen Cesare Borgia sehe man seine Laster nicht an. Tacitus aber sei ein Patriot, der in den Interessen seines Volkes aufgehe, und keinen höheren Zweck kenne, als die Größe seines Vaterlandes, was man von der Frankfurter Zeitung nicht sagen könne. Er gebe zu, daß Tacitus das sine ira et studio, das er verspreche, nicht eingehalten habe, das sei aber auch gar nicht die Aufgabe des Historikers. Der Historiker solle zürnen und lieben, echte Leidenschaft sehe klarer als alle fischblütigen Klüglinge und nur der Geschichtsschreiber, der vom Standpunkte einer Partei schreibe, führe uns in das Leben der Parteien ein und orientiere uns wirklich.

Treitschkes Stellung war damals noch bei den Studenten und in der Gesellschaft fester als in der Professorenwelt. Die Zunftgelehrten affektierten meist ein geringschätziges Mitleid mit dem Feuilletonisten, der wohl einen Essay, aber kein Buch schreiben könne, und wie ihm erst kurz vor seinem Tode die Pforten der Berliner Akademie sich aufthaten, da er kein Gelehrter, sondern nur ein geistreicher Publizist sei, so saßen auch in Heidelberg nicht nur tiefe Forscher im Sachsenspiegel und Talmud, sondern auch grüne Privatdocenten über ihn zu Gericht, so daß man sich noch nachträglich an Karl Hillebrands Wort erinnert fühlt: „Wenn heute Thukydides vor das Publikum träte, so würde ohne Zweifel alsbald ein Waitzscher Seminarist im litterarischen Centralblatt ihm seinen Mangel an Methode gründlich auseinandersetzen.“

Er selbst sah auch vollkommen ein, daß ihm für seinen wissenschaftlichen Ruf ein weiterer Band Essays gar nichts nützen könne, aber, so schreibt er an Freytag, „der Patriot in mir ist tausendmal stärker als der Professor, und mit den rechten Zunftgelehrten werde ich ohnehin nie auf guten Fuß gelangen.“ Thatsächlich lag auch Treitschkes Hauptleistung gar nicht in dem gelehrten Stoffe, den er mitteilte, sondern in der unvergleichlichen Wirkung seiner ganzen Persönlichkeit und seines begeisternden Wortes auf die empfänglichen jungen Herzen. Seine Losung war: „Deutsch in jeder Faser“, aber im Grunde war diese Gewalt der Rede kein deutscher Blutstropfen, sondern der czechische, der noch immer in seinen Adern rollte. Man fühlte sich erinnert an das, was andere Nationen von dem Eindruck eines Bernhard von Clairevaux, eines Arnold von Brescia, eines Johannes Hus erzählt haben. Auch das Temperament des deutschen Chauvinisten war nicht deutsch, sondern slawisch. Bei aller sonnigen Heiterkeit seiner Natur war er stundenweise wieder geneigt zu tiefer Melancholie. Rasch auflodernd und ebenso leicht wieder begütigt und ohne alle Nachträgerei, rücksichtslos im Ausdruck und gutmütig im Handeln, vornehm in der Haltung und doch ein guter Kamerad von liebenswürdiger Bereitwilligkeit, hatte er so gar nichts von der deutschen schwerfälligen und mißtrauischen Art, daß man sich ihn ganz gut auch als Italiener oder Franzosen hätte denken können, obwohl er auf die Romanen so schlecht zu sprechen

war. Ein übler Umstand war nun, daß die Studenten zwar in hellen Haufen seine Vorlesungen besuchten, aber sie belegten nicht, sondern zogen vor zu hospitieren. „Man verdirbt sich sein ganzes Verhältnis zu den jungen Leuten," sagte er mir, „wenn man nach dieser Richtung einschreitet, aber Häusser hätte sie nicht so ziehen sollen." Es stellte sich sogar heraus, daß er bei dem Ausfall an Kolleggeld, auf das er sicher gerechnet hatte, gar nicht auskommen könne. Da trat Jolly ein und verschaffte ihm aus eigener Initiative eine bedeutende Zulage. Sonst lebte er sich in Heidelberg, zumal bei seinem lebhaften Natursinn, rasch ein. Nach einem kurzen Provisorium bezog er eine schöne Wohnung im Zülligschen Stift, wo aber der Lärm der Hauptstraße selbst ihm, dem tauben Manne, die Nerven angriff. Eine kindliche Freude hatte er an den blühenden Fliederbüschen im Hofe, hinter denen ein Pavillon sich barg, dessen griechische Inschrift: „Suchet, was oben ist", Treitschke darauf deutete, daß der geistliche Herr, der ihn erbaut, auf dessen Speicher seine Liköre versteckt gehalten habe. Später zogen wir fast gleichzeitig auf das jenseitige Neckarufer, und da die jenseits Angesiedelten auch akademisch zu einer Partei gehörten, kam für uns der liebenswürdige Name der „Überflüssigen" auf. Der Bergabhang ist dort, wo Treitschke sich niederließ, ziemlich steil und konnte nur einen leichten Bau tragen. Da der Vermieter auf Spekulation gebaut hatte, war an allem gespart worden und einmal mußte die Terrasse sogar gesprießt werden, weil

sie in Gefahr war, zu Thal zu wandern. Aber hübsche Thujas waren zur Seite gepflanzt und man sah über alte Kastanien, die die Landstraße verdeckten, nach dem Wasser. Es war rührend zu sehen, welche Freude der junge Ehemann an dieser kleinsten Hütte hatte, in der sich nun ein sehr gastfreies Leben entfaltete. Hatte er doch ein unerschöpfliches Bedürfnis unter Menschen zu sein, obgleich er sie nicht hörte. Der Verkehr mit ihm war nun freilich bei seiner Taubheit höchst eigenartig, da er es nicht gern sah, wenn man ihm schrieb, weil er es dann verlerne von den Lippen zu lesen. Des Hörrohrs enthielt er sich bereits gänzlich, da sich alles zu demselben gedrängt und ihm oft die qualvollsten Schmerzen bereitet hatte. Zudem hatte ihn eine verkehrte Kur in Heidelberg um den letzten Rest des Gehörs gebracht. Bald kam die Sage auf, daß er mich am besten verstehe, so daß ich in allen Gesellschaften neben ihn gesetzt wurde. Das Geheimnis bestand freilich nur darin, daß ich mir die Mühe nahm, das Stichwort dessen, was ich ihm sagen sollte, voranzustellen und mit den Lippen so lang zu wiederholen, bis er verstand, wovon die Rede sei, worauf er dann alles übrige leicht erriet, höchstens, daß man durch Nicken oder Kopfschütteln seine Vermutungen auf den rechten Weg zu leiten hatte. Auch wählte man am besten Worte, die er an den Konsonanten leicht erkennen konnte. Er verstand Buben rascher als Jungen, Mama besser als Mutter, Schaf besser als Dummkopf und was dergleichen Vorteile mehr waren. Natürlich

mußte von Zeit zu Zeit doch mit dem Bleistift nachgeholfen werden. Schrieb ich dann in der Hast ein Wort falsch und wollte es korrigieren, so tröstete er mich gutmütig, er verbrenne alle seine Zettel und als ihm einer erzählte, er habe nach denselben, da Treitschke sie hatte liegen lassen, die ganze Unterhaltung Treitschkes nachstudiert, gab dieser ihm zur Antwort: „Das war noch etwas unanständiger als wenn Sie an der Thüre gehorcht hätten." Zuweilen hatte ich mich zu beschweren, daß er meine Zettelnotizen gar zu genial ergänze, er aber erwiderte dann sorglos: „Solche Geschichten können durch Ergänzung nur gewinnen." Im Senat war die Aufgabe, sein Sekretär zu sein, oft eine recht mißliche. Wenn auf Bemerkungen, die ihm zuwider waren, bei ihm eine leidenschaftliche Explosion folgte, so schaute alles zornig auf mich, als ob ich dem edlen Rosse den brennenden Zunder in die Nüstern geschoben hätte, und doch hatte ich nur wörtlich aufgeschrieben, was gesagt worden war. Eine Weile ließ ich darum so manchen Zankapfel ungeschrieben unter den Tisch fallen, aber er merkte das bald und nachdem ich einige unangenehme Auseinandersetzungen mit beiden Parteien gehabt hatte, ersuchte ich einen der jüngern der Gegenpartei, mein Amt zu übernehmen. Erst als die Herren sich überzeugt hatten, daß das Resultat ganz das gleiche war, trat ich wieder ein. Mich ärgerten damals seine Reklamationen, da ich nur Händel hatte verhindern wollen, aber ich erfuhr später selbst, daß er allen Grund hatte, seinen

Schreibern auf die Finger zu sehen. Als er zum letztenmal bei uns war und ich ihm in dem Abschiedstoaste aus vollem Herzen meinen Dank sagte für all den Sonnenschein, den er auch in mein Haus getragen hatte, schrieb ihm sein Nachbar von meiner Rede nichts auf als einige Ausfälle auf die Großstadt und den Berliner Studenten, worauf er mit größter Entrüstung diese süddeutsche Voreingenommenheit zurückwies. Zum Glück saß seine Frau ihm gegenüber, die sofort mit der Fingersprache das Referat berichtigte, worauf er dann doppelt herzlich mit mir anstieß. Mißbrauch seines Leidens war aber eine der Sünden, die er nicht ertragen konnte und man hatte in dieser Beziehung allen Grund behutsam zu sein. Zuweilen kamen auch seltsame Mißverständnisse vor. So kam im Sommer einmal die Fürstin von Wied mit ihrer Tochter, der nachmaligen Königin von Rumänien, durch, und Treitschke wurde zur Tafel befohlen. Carmen Sylva, die damals schon lebhafte litterärische Interessen hatte, nahm sich ihn zum Tischherrn. Er aber hatte den Hofmarschall nicht verstanden und glaubte es mit einer Hofdame zu thun zu haben, die er zwar höflich unterhielt, aber stets: „mein gnädiges Fräulein“ anredete. Orientiert war er sonst immer und in jeder Beziehung. Seine geistvolle und aufopfernde Gemahlin führte keine Unterhaltung, ohne zugleich hinzuhören, ob er mit seinem Nachbarn vom Fleck komme und half dann mit der Fingersprache, die sie wie eine Italienerin handhabte, rasch nach, wenn das Ver-

ständnis stockte, während sie doch mit ihren eigenen Nachbarn die liebenswürdigste Unterhaltung weiterführte. Wie sehr sie sich dabei aber aufrieb, wußten ihre Freunde wohl. Zum Glück machte es sich doch meist so, daß er der Mittelpunkt der Gesellschaft blieb und jedermann auf seine sprudelnden Auslassungen horchte. Vergaßen die Nachbarn ihr Amt, dann freilich konnte er mit sichtlicher Melancholie in die schwatzende Umgebung schauen, deren Worte er nicht verstand und wenn er dann bei einer großen Lachsalve fragte, was eigentlich der Gegenstand der großen Heiterkeit gewesen sei, war man oft in Verlegenheit, den unbedeutenden Anlaß ihm zu erklären. Er selbst hat poetisch beschrieben, wie seit dem Verluste seines Gehörs ihm die ganze Natur schweige gleich einer stillen Schneelandschaft und wie der lebensfrohe Jüngling mit dem Feuergeiste eine Mauer zwischen sich und den Brüdern gewahre, die für immer aufgerichtet bleibe. Unter allen seinen Gedichten ist mir das ergreifendste das, in dem er erzählt, wie er nach einer vernachlässigten, an sich gar nicht gefährlichen Kinderkrankheit (Spitzpocken), zuerst seine Taubheit inne wird:

„Die Eltern stehn um einen fremden Mann —
Ich wundre mich, was sie so leise sprechen.
Er schaut sie ernst und achselzuckend an —
Die Mutter weint, als sollt ihr Herz ihr brechen.
Mein Vater trat zum Bett und hielt den Mund
Dicht an mein Ohr — ich höre jetzt noch klingen
Der Worte lieben Hall: Du bist gesund,
Bald wirst du wieder froh im Freien springen!

Ich zog hinaus. Mir war, als ob ein Arm
Sich eisig kalt um meinen Busen legte.
Noch schien die Sonne wieder hell und warm;
Noch stand die Bank, wo ich zu rasten pflegte;
Noch ragt der Baum, wo ich der Vogelbrut
Sehnsüchtig Zwitschern in dem Nest belauschet.
Warum wohl heut das süße Tönen ruht?
Ist denn der Erde Fröhlichkeit verrauschet?
Die Mägde schaffen noch wie sonst im Feld.
Was singen sie nicht mehr die fromme Weise?
Im Winterschlafe liegt die Sommerwelt.
Nein, horch, jetzt tönt es — ach wie matt und leise
Von fern, ein Fremdling kam mir jeder Ton:
Da ward mir angst, ich floh ins Haus zurücke,
Bis mich der Vater rief: Mein armer Sohn!
Und mir erzählte von des Fiebers Tücke."
„. . . Ich lehne trüb im lichterhellten Saal
Und mühe mich aus stummen Angesichten,
Dem Lippenzucken und der Augen Strahl
Ein schweigendes Gespräch mir zu erdichten.
Und fremder immer wird dem Ohr der Ton,
Und stiller wird es um mich, öder immer:
Die Lust verklang, die Freunde sind entflohn."

Ohne dieses Leiden wäre Treitschke wohl Soldat geworden. Sein Wunsch, Privatdozent zu werden, fand bei einem Teile der Verwandten großes Mißfallen und als er fragte, was ihm denn bei seinem Leiden sonst übrig bleibe, erwiderte ein ihm verwandter Herr vom Hofe: „Nun, die Stallkarriere", eine Auffassung vom Werte des Lehramts, die er dem Ratgeber nie verziehen hat. Die Taubheit blieb aber das große Leid seines Lebens, dem er jede Freude ab=

kämpfen mußte. Es war eine rührende Klage, mit der er sich einst an meine Frau wandte, daß er die Stimme seiner eigenen Kinder nie hören werde. „Sie müssen so süß sein, diese Kinderstimmen!“ Und er war ein solcher Kinderfreund! Mit den Enkelinnen noch lärmte und tollte er, beide Teile verstanden sich prächtig und es klang wunderlich, wenn er sie auf seinem Knie reiten ließ und dazu sang, er, der keine Note hörte, aber den Kindern gefiel das, sie klatschten mit ihren kleinen Händchen Beifall und oft kamen sie gesprungen und riefen: „Großpapa soll singen!“ Auch am Reisen hat ihn seine Taubheit nicht gehindert. Seit ihm Rudolf Grimm, der ihn nach Italien begleitet hatte, offen sagte, dieses Amt sei für unsereinen zu anstrengend, ist der taube Mann völlig allein durch ganz Europa gereist. Während wir oft am Abend, wenn er, mitten auf der Landstraße gehend, im Dunkel verschwand, die Befürchtung hegten, er könne einmal von hinten von einem der daherjagenden Wagen, wie ihm in Berlin ja auch geschah, überfahren werden, da er sie nicht hinter sich hörte, reiste er getrost in fremde Lande, wo doch jede Kommunikation für ihn unendlich schwierig war. Zur Zeit des neuen Kurses ging er nach England, „um sich die englische Bande einmal aus der Nähe zu besehen.“ Als er aus Spanien zurückkam, was seine Berliner Freunde als ein besonderes Wagnis betrachtet hatten, trat er laut lachend in ihrer Weinstube wieder ein und noch ehe er den Mantel ganz abgelegt hatte,

begann er bereits zu erzählen: „Nein, diese Spanier!“ So hatte er auch Holland und Frankreich durchstreift, um historische Lokalitäten in sein Gedächtnis einzuprägen. Bedenkt man nun, welchen Gefahren und Verlegenheiten er bei seinem Mangel des Gehörs ausgesetzt war, so wird man zugeben, daß eine ungewöhnliche Tapferkeit zu diesen Streifereien gehörte, er aber unternahm sie ausdrücklich, um durch Reiseeindrücke zu ersetzen, was bei seiner Taubheit ihm aus den Erzählungen anderer nicht zukommen konnte. Auch hatte er, obwohl er nicht hörte, doch mehr vom Reisen als andere mit ihren fünf Sinnen, weil ihm immer die ganze geschichtliche Vergangenheit der Landschaft Gegenwart war. Wie er bei der Ehrenberger Klause durch den Engpaß wandert und denkt, wenn man die Gelegenheit so vor Augen hat, dann thut es einem noch einmal so leid, daß unser Moritz den spanischen Karl nicht gefangen hat, so sieht er in Brügge Karl V. in spanischer Tracht um die Ecke kommen, in Genf erzählen ihm die Ölbilder Calvins und seiner Kollegen alte Geschichten, und in Holland machen die Mynheers und Hochmögenden auf Schritt und Tritt mit ihm Konversation. Im höheren Sinne kann man bei ihm von dem Vikarieren der Sinne reden, so sehr hat er sein helles Auge ausgenützt. Wie tapfer er sich aber wehrte, dennoch hat sein Leiden in mannigfacher Weise auf sein ganzes Wesen zurückgewirkt. Die Hilfsbedürftigkeit des genialen und schönen Menschen hatte etwas Rührendes und es ist

nicht zu leugnen, daß ein Teil seiner Liebenswürdigkeit eben auf ihr beruhte. Auch sagten wir ihm wohl, daß seine vornehme Zurückgezogenheit der Welt zu gute komme, daß es ihm erspart sei, die vielen Dummheiten und Brutalitäten zu hören, mit denen man uns die Stimmung verderbe. Ich glaube auch wirklich, daß er konzentrierter zu denken vermochte, weil er taub war, aber der Mangel an Kontrolle, die darin liegt, daß man sich selbst hört und hört, wie andere reden und sich ausdrücken, war ihm doch gefährlich. Die Welt des Schalles hatte sich ihm schon nahezu zugethan, als er Student war, und so redete er sein ganzes Leben in der Weise seiner Studentenjahre, in dem Tone, den er von damals noch im Ohre hatte. Als ich ihm einmal vorschlug, er solle doch eine Stunde früher zu unserer täglichen Zusammenkunft sich einfinden, erwiderte er zum großen Schrecken der anwesenden Hofrätinnen: „Da ist ja kein Schwein da“. In Leipzig hätte er sich bald ein Duell zugezogen, als er in Gegenwart mehrerer Offiziere versicherte, die neue sächsische Husarenuniform sei die reine Affenjacke. Ganz gemütlich, ohne jemand kränken zu wollen, fand er, eine Kollegin sehe aus wie eine zertretene Wanze. Auch im Reichstage zog er sich einmal unvermutet einen Ordnungsruf zu, weil er es ganz natürlich fand, vom Hochmut des Abgeordneten Richter zu reden, als ob man den gar nicht beleidigen könne. Man mußte eben einrechnen, daß er sich nicht hörte und nicht hörte, wie andere redeten, seit sie den

Studenten ausgezogen, dann nahm man diese Ausdrücke nicht schlimmer als sie gemeint waren. Immerhin gereicht es den Herren Caprivi, Hahnke, Hinzpeter und Güßfeld, auf die er in den letzten Jahren mit Vorliebe seinen Scheinwerfer richtete, zur Ehre, daß sie seine Epigramme ertrugen, denn unbekannt blieben seine geflügelten Worte in Berlin gewiß nicht. Auch seine Ausdrucksweise auf dem Katheder hatte zuweilen etwas studentisch Burschikoses, so daß die würdigen Väter der Universität mißbilligend ihre weisen Häupter schüttelten. Die Freunde aber meinten, wer taub sei, sei ex lex, und einzigartig war er eben darin, daß er einerseits der wohlerzogenste, vornehmste Herr war und die feinsten Formen hatte, sobald er aber in Eifer geriet, einen Sprühregen losließ, wie man ihn von so aristokratischen Lippen nicht erwartete. Andererseits hatte für seine gesellige Natur die Abgeschlossenheit des Tauben etwas sehr Drückendes. Er hat zeitweise, so als Heidelberger Student, Perioden der tiefsten Melancholie durchkämpfen müssen, über die sich aber seine starke Natur schließlich doch immer wieder emporrang.

4.

Auch nach dem Kriege von 1866 waren Süddeutschland und Baden für Treitschke ein schwieriger Boden. Schrieb er doch selbst bald nach dem Kriege an Gutschmid, er wolle nicht zurück nach Baden,

weil die Zustände da „allzu scheußlich“ seien. Auch jetzt mußte ein so mitteilsamer Kollege, der ganz unbefangen die Existenz solcher Kleinstaaten als einen Unfug betrachtete, mit dem Selbstgefühl des Musterstaats auf Schritt und Tritt zusammenstoßen. Er haßte die Kleinstaaterei gerade deshalb, weil sie den edelsten Trieb im Menschen, den Patriotismus, auf unwürdigen Kleinkram ablenke. Die Politik war ihm ein Teil der Ethik und die Einheit Deutschlands eine sittliche Forderung. Partikularisten waren ihm darum auch moralisch minderwertige Menschen. Nur zögernd gab er zu, daß die Badenser seit 1866 sich zu bessern anfingen. „Die Bekehrung,“ schrieb er an Freytag, „hat allerdings gewaltige Fortschritte gemacht, aber mehr in den Köpfen als in den Herzen.“ Für die Mediatisierung der Kleinstaaten, die er in seiner Freiburger Schrift „Bundesstaat und Einheitsstaat“ unverblümt begehrt hatte, war freilich in ganz Baden niemand. Die Uniformierung der Zustände, wie sie der Einheitsstaat mit sich brächte, ist auch heute nicht unser Ideal. Wir sind ganz damit einverstanden, daß neben der Universität Berlin Leipzig steht, neben den Traditionen von Potsdam und Sanssouci auch die von Weimar und Karlsruhe gepflegt werden, neben der Kunst von Berlin, die von Dresden und München. Wie viele Professoren mögen wohl wünschen, es möchten alle deutschen Universitäten unter demselben Respizienten stehen wie die preußischen. Einheit nach außen, Mannigfaltigkeit im Innern ist unser Ideal, mit dem

auch Treitschke sich aussöhnte, nachdem er erfahren hatte, daß die Armee und die auswärtige Politik von der Vielherrschaft im Innern nicht berührt werde. Bismarcks nüchternes Wort an Jolly: „Wenn ich die Bayern ins Reich nehme, muß ich die Einrichtungen auch so treffen, daß sie sich darin wohl fühlen“, enthält mehr politische Weisheit als Treitschkes fröhliches Rezept: „Der Bien muß“. Gerade diesen Irrgängen unseres genialen Freundes gegenüber erkennt man erst recht, was das „politische Augenmaß“ Bismarcks und seine unfehlbare Schätzung der Werte und Realitäten bedeutet; ein unitarisches Deutschland wäre unter einem schwachen Regenten ein neues Polen, unter einem gewaltthätigen ein zweites Rußland geworden. Treitschke aber gereicht es nur zur Ehre, daß er seine ersten Ideale, Vernichtung der Kleinstaaten, Einheitsstaat, Parlamentarismus, Erniedrigung Österreichs, Freihandel der Reihe nach abschwor, nachdem er in Bismarck seinen politischen Meister gefunden hatte. Als ihm dann Bismarcks Entlassung zeigte, daß es auch in Preußen keine politischen Unmöglichkeiten gebe, gingen ihm noch über viele Dinge die Augen auf. Über Vergötterung der Krone war dann nicht mehr bei ihm zu klagen, eher war die Not des. Gegenteils vorhanden. Im Jahre 1867 freilich war Baden für ihn nur immer „das Ländle“, doch erwiderten wir dann stets, daß unser Großherzogtum mehr Quadratmeilen umfasse, als sein Königreich Sachsen, was er doch nicht gern zu hören schien

An seinem Dogma von der Rheinbundgesinnung der napoleonischen Kronen hielt er fest, ja er schrieb ihnen sogar Vergrößerungsgelüste zu. „Wie man über 1866 dachte“, weiß er in dem Aufsatze über das konstitutionelle Königtum zu erzählen, „das erhellt aus dem schmerzlichen Ausruf eines wohlmeinenden Prinzen: ‚Wie schade, daß wir damals nicht auf Preußens Seite standen, dann — hätten wir uns auch vergrößert.‘“ Aber auch hier, wie früher in Freiburg, mißverstand er unsere Bevölkerung. Daß ihm die Erhebung im Sommer 1870 wie eine wunderbare Ausgießung des Geistes erschien, zeigt nur, daß der taube Mann die Art unserer Pfälzer nie begriffen hatte. Etwas wie Rheinbundgesinnung, die er überall argwöhnte, war nur in den vornehmen ultramontanen Kreisen zu finden, denen er gesellschaftlich nahe stand, und in den Demokratenblättern, die er zu seinen publizistischen Zwecken mehr als andere las. Eher traf es vielleicht zu, wenn er schrieb, die Süddeutschen wünschten im stillen die Mainlinie, aber mit dem Vorbehalt, in ihren Blättern über dieselbe zu schimpfen. Man traute eben Bismarck noch nicht, aber hätte er Baden haben wollen, die Kammer hätte nicht nein gesagt. Die Parteiungen in der Stadt betrachtete er nur mit Humor. Heidelberg erfreute sich zweier politischer Blätter, die beide liberal waren und leisteten, was man billigerweise in einer kleinen Stadt verlangen konnte, das Heidelberger Journal und die Heidelberger Zeitung. Von diesem Verhältnis entwarf er 1871

in seinem Aufsatze „Parteien und Fraktionen“ folgendes anmutige Genrebild: „Wer weiß nicht, wie oft in deutschen Mittelstädten zwei Zeitungen nebeneinander ihr unnützes Dasein fristen, beide derselben Partei angehörend und doch um der lieben Kundschaft willen in beständiger Katzbalgerei begriffen? Wer kennt nicht jene Buchhändlerzeitungen, an deren Thür der Verleger Wacht hält, ein höflicher Wirt, gehorsam fragend, was das verehrte Publikum zu speisen wünsche? . . . Von dem Durchschnitt unserer Presse gilt noch immer: tre fratelli, tre castelli.“

Von dem Wunsche beseelt, „die löbliche Arbeit des Jahres 1866 fortzusetzen“, ging er enthusiastisch auf Mathys Absicht ein, Baden schon jetzt in den norddeutschen Bund zu bringen und fand es unrecht, daß Bismarck Mathys Denkschrift über diese Angelegenheit nicht einmal einer Antwort würdigte. Er fürchtete, die Großdeutschen würden, wenn Preußen sich versage, auch in Baden wieder Herr und, setzte er hinzu, „gehen Bayern, Württemberg und Baden mit Österreich, so hat sogar die europäische Lage ein anderes Gesicht.“ Dennoch hatte er mit Bismarck damals zu enge Fühlung, um sich in den Jahrbüchern stark für den Mathyschen Plan zu engagieren. Den späteren Laskerschen Antrag im Reichstag im Februar 1870 mißbilligte Treitschke als Zudringlichkeit, da Lasker sich als Mandatar der badischen Regierung benahm, was er nicht war, und Bismarck mit seinem Antrag überfiel, ohne vorher mit ihm Rücksprache ge-

nommen zu haben. Der Tod Mathys am 4. Februar 1868 erschütterte Treitschke um so tiefer, als Mathy keinen unbedeutenden Einfluß auf seinen Entschluß gehabt hatte, es noch einmal mit Baden zu versuchen. Auch hatte Mathys schöner Zug zu den jüngeren, von denen er sich etwas versprach, in seinem weichen Gemüte eine Empfindung warmen Dankes hinterlassen. „Sie gehören zu den wenigen," bezeugte ihm Freytag, „welche eine volle Empfindung seiner Liebe und Treue haben." Aber nicht nur Mathys Herzenswärme hatte er hinter der kaustischen Weise des alten Odysseus herausgefunden, sondern auch die politische Zuverlässigkeit. „Ich komme noch immer nicht darüber hinweg," schrieb er traurig an Freytag, „er war mir der liebste und verehrungswürdigste unter allen alten Herren, die ich kannte." „Der rechte Badener," heißt es in einem anderen Briefe, „mochte seinen ersten Politiker niemals recht leiden, und nun zeigt Ihr Buch wieder deutlich die Sünde, die man Mathy nie verzeihen wird: den Charakter." In einem anderen Briefe an denselben Freund, im August 1868, heißt es: „Hier im Süden geht die Zersetzung aller Ordnung weiter. Das Verfassungsfest neulich hat mich lebhaft an unseren unvergeßlichen Mathy erinnert. Wie hat sich doch die Welt verwandelt in den 25 Jahren, seit Mathy die letzte badische Verfassungsfeier organisierte. Heute ist der Glaube an diese partikularistische Herrlichkeit Gott sei Dank gründlich verschwunden. Das Fest war lächerlich mißraten, eine gemachte, un-

wahre Demonstration. Die Ultramontanen hielten sich fern, weil sie Jolly und Beyer hassen, die Nationalen, die sich eben deshalb beteiligten, sprachen sehr offen aus, daß sie das selige Ende des Jubilars ersehnten." Sein abfälliges Urteil über die Zustände in Baden steigerte sich zu voller Geringschätzung, als wenige Wochen nach dem Verfassungsfeste die bei Bildung des neuen Ministeriums übergangenen Ministerkandidaten Bluntschli, Lamey und Kiefer einen Versuch machten, durch eine nach Offenburg einberufene Versammlung der liberalen Abgeordneten das preußisch gesinnte Ministerium umzuwerfen. Nun forderte er in den Preußischen Jahrbüchern in ziemlich verächtlichen Worten seine norddeutschen Freunde auf, doch einmal die Flugschrift dieser Herren gegen Jolly zu studieren, damit sie eine etwas richtigere Vorstellung von dem politischen Bildungsstande in Baden bekämen. Er stellte sich die Sache so vor, als ob es sich um einen von den Schweizern Bluntschli, Schenkel und Renaud veranstalteten „Züriputsch" handle. Für Heidelberg mochte das zutreffen, aber das Land hing wirklich an seinem Lamey, an dessen Namen sich der Sturz des Konkordats knüpfte, und dessen Kirchengesetze von 1860, die aus Baden ein katholisches Land gemacht haben, damals von uns allen als Eckstein der Freiheit und politischen Weisheit gepriesen wurden. Auf Bluntschlis Agitationen für eine durchgreifende Verfassungsrevision hatte Treitschke nur die Antwort, man lasse doch den Muster-

staat wie er ist, bis Preußen den ganzen Kram einsteckt. Der Versuch des Ministersturzes mißlang, da man die Rechnung ohne den Landesherrn gemacht hatte. In Heidelberg selbst trat Treitschke in einer Bürgerversammlung für Jolly in die Schranken, hauptsächlich bekämpft von Schenkel, der erklärte, daß er sich nicht mit dem Säbel des Herrn von Beyer drohen lasse. Die Bürger aber riefen, wie Bluntschli verwundert in sein Tagebuch schrieb, Treitschke Beifall, der für Jolly sprach, und nicht minder Schenkel, der gegen ihn sprach. Als dann die ganze Frage an eine zweite allgemeine, sehr stark besuchte Versammlung der liberalen Partei in Offenburg gebracht wurde, machte Bluntschli unseren Goldschmidt und die anderen Freunde dafür verantwortlich, daß Treitschke nicht rede, denn der würde alle Friedensversuche zu Schanden machen. Er aber erklärte sofort, er lasse sich den Mund nicht verbieten. Wohl tausend Männer aus allen Teilen des Landes fanden sich in Offenburg ein, mehr als der große Saal „zum Salmen“ zu fassen vermochte. Eckard, der spätere Mannheimer Bankdirektor, präsidierte, von seiten der Fronde sprach der von Jolly gemaßregelte Kiefer, für Jolly Kusel aus Karlsruhe. Treitschke als Preuße ließ zunächst den Badensern das Wort. Erst gegen Ende betrat er die Tribüne. Ein Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ berichtet darüber: „Die Versammlung hatte schon geraume Zeit gedauert, und die Zuhörer, die in dumpfer, heißer Luft, in engem Raum zusammen-

gepreßt, stundenlang gestanden hatten, waren ermüdet, als ein Redner, der uns unbekannt war, das Wort ergriff. Er sprach langsam, stockend, mit einem eigentümlichen Gaumenklang der Stimme und einförmigem Tonfall. Die Bürger und Bauern, unter denen ich stand, sahen sich erstaunt und unwillig an. Wer war dieser anscheinend nicht sehr glückliche Redner, der die Geduld der Versammlung noch in Anspruch zu nehmen wagte? Es sei Professor von Treitschke aus Heidelberg, wurde uns gesagt. Anfangs unmutig, bald aber mit wachsendem Interesse folgten wir seiner Rede, die sich immer mehr belebte. Die Kraft und Tiefe der Gedanken, die zwingende Logik der Beweisführung, die Klarheit und Gewalt der Sprache und vor allem die Glut der patriotischen Empfindung — dies alles fesselte die Zuhörer und riß sie unwiderstehlich mit sich fort. Man beachtete die äußeren Mängel des Vortrages nicht mehr: andächtig, mit atemloser Spannung hingen die schlichten Männer aus dem Volke an den Lippen des Redners, der mit der Macht der heiligsten Überzeugung sprach, und als er nun mit der Mahnung schloß, alle trennenden Schranken beiseite zu setzen um des Vaterlandes willen, da brach ein wahrer Sturm der Begeisterung los. Man umdrängte und umjubelte den Redner, kräftige Arme hoben ihn empor und der Beifall und Jubel wollte nicht enden. Es war der Höhepunkt des Tages. Nie wieder habe ich einen ähnlichen Triumph der Beredsamkeit erlebt." Mit seinem offenen, treuherzigen

Worte hatte gerade er die anwesenden Landleute von der Notwendigkeit überzeugt, Frieden zu halten. Auch Schenkel hatte er entwaffnet. Die Heidelberger Freunde erzählten, Schenkel, der in Heidelberg Treitschkes Rede für Jolly bekämpft hatte, habe erklärt, wenn Treitschke nicht schweige, werde auch er reden und habe sich sofort nach der Tribüne vorgearbeitet. Aber der Inhalt von Treitschkes Rede machte eine Erwiderung unnötig und noch mehr ihr Erfolg. Freilich, als ich Treitschke dann nach seiner Rückkehr fragte, ob er glaube, daß der Friede von Dauer sein werde, erwiderte er: „Gott bewahre, die Charakterlosigkeit ist viel zu groß." Noch verächtlicher, und voll leidenschaftlicher Erbitterung gegen Bluntschli, schrieb er an Freytag: „Hier weiß sich Jolly sehr geschickt zu behaupten; er schneidet täglich ein Stück von dem großen liberalen Wunschzettel von oben ab; aber sofort wächst unten ein neues an. Wo soll das hinaus? Dazu an der Spitze der Patrioten charakterlose Kerle wie dieser traurige Bluntschli! Mein Schwager Nokk, der in der Lage ist, die Dinge zu übersehen, verzweifelt längst an einer friedlichen Lösung."

In seinen Heidelberger Aufenthalt, kurz vor dem Ausbruch des Krieges, fiel die zweite Sammlung seiner historisch-politischen Aufsätze im Januar 1870. Der Verleger hatte gewünscht, sie vor Weihnachten ausgeben zu können, aber Treitschke zog die Sache hin. „Mir ist alles zuwider," sagte er mir, „was an Geschäft erinnert, ich will nicht unter die Weihnachtsschriftsteller geraten." Auch der Ausgabe in Lieferungen

widersprach er. Der Aufsatz über Cavour, der alsbald auch in italienischer Übersetzung erschien, trug ihm ein italienisches Kommandeurkreuz ein, ein „Halsband", wie seine Frau sagte. Als einer seiner Freunde wegen eines bissigen Artikels in der Weserzeitung, den man ihm zuschrieb, in Ungnade gefallen war, hatte er gemeint: „Wenn der Mann einen Kammerherrnschlüssel und sechs Orden tragen will, mag er auch den dazugehörigen Maulkorb tragen." Ich fragte ihn nun, ob er die Anwendung davon auch auf sich mache? Er aber erwiderte: „Nein, ich habe die Leute ja nicht darum gebeten." Der gleiche Band der historischen Aufsätze enthielt die Abhandlung über die Republik der vereinigten Niederlande, voll der lebendigsten Bilder aus der holländischen Landschaft und ihrem Volksleben, die zeigten, daß er sein „Briefje van de uuren van het vertrekk," d. h. sein Eisenbahnbüchlein für „das Land der Frösche und der Dukaten" nicht umsonst gekauft hatte. Von ganz besonderem Gewichte aber war sein Aufsatz über Frankreichs Staatsleben und den Bonapartismus, in dem er nachwies, daß der Bonapartismus darum wieder aufgelebt sei, weil in dem königlichen Frankreich die napoleonischen Grundlagen des Staats bestehen blieben, weshalb er auch nach dem Sturze Napoleons III. an die Wiederkehr des Hauses Bonaparte trotz aller seiner Niederlagen glaubte. Was er sonst noch in dieser Sammlung in dem ausführlichen Aufsatz über „das konstitutionelle Königtum" von der Armseligkeit des

kleinstaatlichen Kammerlebens, von der Gedankenarmut und Roheit der süddeutschen Presse, von der ehrfurchtsvollen Scheu der Süddeutschen vor den Schöpfungen des nationalen Todfeindes Napoleon, von der vielgeschäftigen Eitelkeit der badischen Kirchturmsgrößen sagte, konnte nach seinen so viel stärkeren, früheren Auslassungen keinen großen Eindruck mehr machen. Er selbst war mißmutig, daß seine ständigen Aufrufe, „verkommene politische Gewalten zu beseitigen“, „napoleonische Königskronen herunterzustoßen“, „die löbliche Arbeit des Jahres 1866 fortzusetzen,“ so wenig Echo weckten. Manche Freunde wollten in seiner eigenen Situation einige Ähnlichkeit finden mit der des in dem Aufsatze bekämpften Börne, der auch in seinen Pariser Briefen stets die Revolution wieder aufs neue ankündigte, die immer aufs neue wieder ausblieb. Da that „dieses handfeste Jahrhundert“ durch Napoleons Kriegserklärung den letzten Schritt zum Ziel.

Als Grenzland fürchtete Baden natürlich den Krieg, wie ihn Treitschke glühend wünschte. Er war schon damals über die Schwäche des Kaiserreichs und „die ruchlose Dummheit der Franzosen“ völlig im klaren. Durch seine ständige Verbindung mit Berlin war er über manche Vorgänge auch besser als wir andern unterrichtet. Als ich ihn nach der Kriegserklärung zum erstenmal sprach, sagte er sehr ernst: „Welcher Erniedrigung sind wir entgangen! Hätte nicht Bismarck das Telegramm über die Benedettigeschichte so

geschickt redigiert, so hätte der König wieder nachgegeben.“ Bei dem allgemeinen Kommerse, den die Studenten vor ihrem Ausrücken ins Feld oder in die Kasernen improvisierten, wurde Treitschke empfangen, als ob er der wahre Heerführer sei und für diesen Abend war er es auch. Die Rede, mit der der Prorektor Bluntschli den Kommers eröffnete, wirkte lediglich ernüchternd. Er wies darauf hin, wie manches junge Leben ein frühes Ende finden, wie manches schöne Vermögen zu Grunde gehen, wie manches Haus und Dorf in Asche sinken werde, das alles dürfe uns aber nicht abhalten u. s. w. Treitschke, dem man die Rede aufschrieb, sagte nur: „S'isch halt a Schwizer.“ Dann folgten treffliche Worte Zellers: „Wir haben das Krähen des gallischen Hahns gehört und das Brüllen des Mars. Aber eine ist, die den wilden Ares bändigt, das ist Pallas Athene, die weise Kriegskunst. Auf sie bauen wir.“ Als dann Treitschke sich erhob, kam er zunächst vor Beifallklatschen und Zurufen gar nicht zu Wort. Seine ganze Rede war ein Jubel, daß wir es seien, die das erleben und die Mahnung, der großen Zeit ebenso würdig zu sein wie die Kämpfer von 1813. Das Einzelne ist mir, gerade wegen der großen Erregung jener Augenblicke, nicht geblieben. Gedanken und Bilder ließen sich so wenig zählen wie die Perlen eines Glases Champagner. Aber sie berauschten. „Fichte,“ so ungefähr schloß er seine gewaltige Rede, „entließ die deutsche Jugend zum heiligen Kriege mit der Losung: ‚Siegen oder

Sterben', wir aber rufen: ,Siegen um jeden Preis'." Schon bei seinem Eintritt war er am lautesten empfangen worden, jetzt aber drängten mit erhobenen Gläsern Hunderte herbei, denn alle wollten mit ihm anstoßen. Der Boden drohte zu brechen, die Decke zu stürzen unter den Hochrufen. Immer neue Wellen strudelten um ihn, wenn die alten sich verlaufen, und wollten sich nicht erschöpfen, „als wolle das Meer ein Meer gebären." Ich habe manche gefeierte Lehrer in ähnlicher Lage gesehen, alle mit einem Lächeln geschmeichelter Eitelkeit auf den Lippen, aber bei keinem nahm die Huldigung solche Dimensionen an. In Treitschkes Mienen lag helle Freude an dieser warmherzigen Jugend, die in der Front sicher ihren Mann stellen werde, an sich dachte er nicht. Auch war ihm an dem folgenden Wintersemester das Ärgerlichste, daß er für die lesen solle, die nicht mitgezogen seien. Die gewaltige Erhebung der Nation aber ergriff ihn tief und er bat ihr alle die harten Worte ab, die er gegen sie geredet hatte. Er selbst schreibt später: „Wer in diesen Tagen in Deutschland lebte, dem war zu Mut, als ob alle Menschen besser würden." Das Lied auf den preußischen Adler, der vom Hohenzollern gen Norden flog und nun nach dem Süden zurückkehrt, ein Thema, das ihm Baumgarten vorgeschlagen hatte, ist ein schönes Denkmal seiner damaligen gehobenen Stimmung.

In der nächsten Zeit zog er sich auffallend zurück. Man hörte nur, er schreibe. Als ich ihn kurz vor

den Tagen von Saarbrücken begegnete, sah er bleich und aufgeregt aus. „Wie lang es doch dauert“, sagte er, bis so große Heeresmassen endlich aneinander gebracht sind. Die Spannung ist fast unerträglich.“ Er war sichtlich krank vor Erregung. Als die Tage von Wörth und Spichern dann glücklich hinter uns lagen, fand sich alles auf dem Museum zusammen, um die stündlich eintreffenden Telegramme sofort zu lesen. Er blieb aus. Er schreibe, hieß es. Auch viele leere Scheingeschäftigkeit machte sich breit, aber Verwendung für ihn gab es nicht. Da kam seine treffliche Schrift: „Was fordern wir von Frankreich?“ die gleichzeitig als Aufsatz in den Preußischen Jahrbüchern erschien. Nun war klar, was er in der Stille getrieben hatte. Man staunte, welche Masse von Detail er in dieser kurzen Zeit aufgebracht, um den Lesern den grunddeutschen Charakter des Elsaß zum Bewußtsein zu bringen. Fast von jedem Städtchen wußte er eine Geschichte, die dasselbe mit der deutschen Vergangenheit verwob. Eine elsässische Lokaltradition steckte in der kleinen Schrift, als ob er von jeher mit diesen Leuten gelebt hätte. Daß die Elsässer zur Zeit nichts von Deutschland wissen wollen, führte er aus, mache sie darum noch nicht zu Franzosen. „Der Geist eines Volkes umfaßt nicht bloß die nebeneinander, sondern auch die nacheinander lebenden Geschlechter.“ Erwin von Steinbach und Sebastian Brandt haben auch mitzureden, und nachdem er die ganze deutsche Vergangenheit des Landes wieder aufgefrischt, kommt

er zu der Frage: „Und dieses reiche Jahrtausend deutscher Geschichte sollte ausgelöscht sein durch zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft?“ In betreff der Zukunft des Elsasses war er von vornherein darüber klar, Elsaß müsse eine preußische Provinz werden, nur die preußische Verwaltung habe die Fähigkeit, es rasch zu assimilieren. Eine Grenze Preußens von Aachen bis Mülhausen konnte freilich ein Preuße, wie er sich jetzt immer nannte, nur dann wünschen, wenn ihm die Verwirklichung des unitarischen Gedankens ohnehin feststand. Auf das Projekt, das Roggenbach später im deutschen Reichstag vortrug, aus Elsaß einen selbstständigen Staat mit europäisch garantierter Neutralität zu machen, das heißt ein neues Belgien an unserer Südwestgrenze einzurichten, in dem die katholische Kirche die einzige feste Realität gewesen wäre, hatte Treitschke schon in seiner Schrift von 1870 geantwortet mit dem Hinweise „auf den ekelerregenden Anblick der nation luxembourgoise“, wenn er auch in den Jahrbüchern in dem wunderlichen Staatsmann den alten Freund sichtlich schonte. „Wir nehmen Elsaß zur Rheinprovinz“, sagte er. „Dann haben wir ein Dutzend oppositioneller Stimmen mehr im Abgeordnetenhaus, was schadet das? Für das andere lassen Sie die preußische Verwaltung sorgen.“ Daß dieselbe in dreißig Jahren nicht mehr ausrichten werde, sahen freilich weder wir noch er voraus, er hat es aber auch nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß dieser Mißerfolg nur daher rühre, daß man ein solches Zwittergeschöpf, das nicht Fisch

noch Fleisch sei, wie „das Reichsland“, in die Welt gesetzt habe; wäre das Elsaß einfach preußisch geworden, so stände es besser. Mit seinem Freunde Freytag war er dagegen einig in der Abneigung gegen den Kaisertitel, dem nach ihm zu viel schwarzrotgoldene und bonapartistische Reminiscenzen ankleben sollten. Einen deutschen König wollten beide haben. Schließlich blieb doch Bluntschlis trockener Hausverstand im Recht, der sehr vernünftig meinte: „Der Bauer weiß, daß ein Kaiser mehr ist als ein König und darum muß das Reichsoberhaupt Kaiser heißen. Auch für die drei Könige ist das besser, die wissens dann auch“, wobei der dicke Schweizer höchst behaglich lachte.

Niemals hat Treitschke sich dagegen mit den bayerischen Reservatrechten aussöhnen können. Er redete von einem neuen Vertrag von Ried, gleich dem, der 1813 Bayern seine Souveränetät garantierte, und zürnte der schwächlichen Verfassung, die wieder in den Föderalismus zurückfalle. Mit schadenfrohem Triumphe hatte er bald zu berichten, daß jetzt der früher stocköſterreichische Zöpfl im staatsrechtlichen Doktorexamen stets die bayerischen Reservatrechte prüfe. Das ganze Abkommen mit Bayern und Württemberg war ihm „ein handfester Lebensversicherungsvertrag der napoleonischen Kronen“ mit seinem großmütigen Preußen, der ihn nötigte, seine unitarischen Pläne ad graecas calendas zu vertagen.

Merkwürdig erschien es uns auch, wie wenig er in den triumphierenden Ton einstimmte, der nach dem

Krieg in Schwang kam. Sybels Schrift: „Was wir von Frankreich lernen können“, hatte seinen vollen Beifall. Die Art, wie damals der Journalist in der Zeitung, der Lehrer auf dem Katheder, der Pfarrer auf der Kanzel patriotisch zu toasten anfing, war ihm zuwider. Auch brieflich redete er sehr geringschätzig von den „heutzutage landesüblichen Standreden über deutsche Tugend und französisches Laster.“ Je schlechter ihm die Reste des Partikularismus in der neuen Verfassung gefielen, um so weniger war er in der Stimmung die Deutschen zu bewundern, die sich nach seiner Meinung um den besten Lohn der großen Zeit durch ihre Eigenbrötelei gebracht hatten. Das war es, was ihn von den gewöhnlichen Chauvinisten unterschied, daß er recht wohl wußte, in wie vielen Dingen die Nation, trotz aller Erfolge, hinter seinen Idealen zurückgeblieben war.

Niemand aber hat schöner als er der tiefernsten Stimmung Ausdruck gegeben, in der wir 1871 das Friedensfest begingen. Wie ein Andachtsbuch lasen wir den Aufsatz seiner Jahrbücher, in dem er sein Herz ausschüttete. Er selbst hatte seinen einzigen Bruder bei Gravelotte verloren, meine Frau den ihren bei la Chartre, Preußens Adel ging schwarz, er aber tröstete uns, noch mehr als die großen gemeinsamen Erfolge einige unser vordem entzweites Volk der gemeinsame Schmerz. „Die Klänge des Siegesjubels verrauschen schnell, die Furchen des Kummers haften tief und lange. Wer zählt die Thränen, die der

deutsche Weihnachtsbaum an diesem ernsten Christfest fließen sah? wer die hunderttausend bekümmerten Herzen von den Alpen bis zur See, die gleich einer großen gläubigen Gemeinde sich wieder emporrichteten an der Herrlichkeit des Vaterlandes?“ Aus der gleichen Stimmung heraus hatte ich kurz zuvor in der Heiliggeistkirche über den Text gepredigt: „Siehe, wir preisen selig, die erduldet haben“, ich vermochte es darum doppelt tief zu empfinden, wie er es verstand, das Herz im Innersten zu treffen. Wir haben ihm jene Worte nie vergessen.

5.

Die paar Jahre, die Treitschke nach dem Kriege noch in Heidelberg zubrachte, waren, wie er selbst später sagte, die glücklichsten seines Lebens. An dem kleinen Häuschen mit der Aussicht auf das Neckar- und Rheinthal hatte er eine rührende Freude und befreundete Besucher führte er gern auf die Höhe seines Weinbergs, von wo man den Speyerer Dom und den Donnersberg bei Worms sehen konnte. Für den Historiker, meinte er, zieme sich auch eine solche historische Aussicht. Zudem war unmittelbar neben seinem Grundstücke einst das Neuenheimer Mithräum ausgegraben worden und noch jetzt findet man dort römische Scherben und Ziegel mit dem Stempel der Legion. So hatte er auch unter den Füßen historischen Boden. Manchmal, wenn ich aus einer Gesellschaft zurückkehrend noch um Mitternacht Licht in seinem

Studierzimmer sah, mußte ich an Schiller denken, der auch die späten Nachtstunden für seine Produktion am geeignetsten fand. Wer wegen des fröhlichen Tons seines Vortrags glauben wollte, daß Treitschke seine Bücher aus dem Ärmel schüttelte, würde sich irren. Gerade er war uns ein Beweis, daß das Genie meist einen genialen Fleiß besitzt. Auch durfte er seiner eisernen Natur alles zumuten und nachdem er bis zwei Uhr in der Nacht gearbeitet, war er am Tage so fröhlich und aufgelegt wie wenige andere. Umspielt von seiner kleinen Kinderschar, zwei Mädchen und einem Knaben, neben der vornehm schlanken Gattin, dünkte er sich ein glücklicher Mann. Es war ein durchaus aristokratischer und harmonischer Haushalt, über dem man die waltende, geschmackvolle Frauenhand überall gewahrte. Dabei brachte dann seine Besonderheit doch wieder so manches Humoristische mit sich, das den Besucher vertraulich stimmte. Zunächst hatte er selbst keine Ahnung von dem Lärm, den er machte. Der nervöse Baumgarten, der auf dem Archiv mit ihm arbeitete, erklärte, nicht nur das Werfen der Bücher, Rücken der Stühle sei das Schlimmste, sondern sein ungezähmtes Temperament. Einmal habe Treitschke seinen Aktenfascikel aufgenommen und sei auf einem Beine im Zimmer umhergehüpft, indem er fortwährend „Aegidi, Aegidi!“ rief. Er hatte in den Berichten des preußischen Bundestagsgesandten vom Jahre 1847 eine Eingabe seines Freundes, des stud. juris Aegidi in Heidelberg

gefunden, die der Gesandte nach Berlin mitteilte, um zu zeigen, wie jetzt wieder der Geist der deutschen Studentenschaft sei und die damit begann, daß der Heidelberger Studiosus erklärte, „wie die Jungfrau von Orleans vor den König ihres Landes, so trete ich, ein deutscher Jüngling, vor den hohen Bundestag, um Zeugnis abzulegen von den patriotischen Wünschen, die die Jugend bewegten.“ Ähnliche komische Ausbrüche seines Temperaments gab es natürlich auch im Hause. Bei seiner Lebhaftigkeit kam er mit seiner Toilette zuweilen nicht recht zu stande. Die Damen mußten ihn dann in irgend eine Ecke manövrieren, wo er stillgestellt ward, um ihm Binde oder Kragen in Ordnung zu bringen. In Scheveningen, wo er neben den Seinen wohnte, stürzte er, als ein Knopf mit der Malice der leblosen Gegenstände absolut nicht zugehen wollte, auf den gemeinsamen Balkon und rief: „So helft mir doch, so helft mir doch“, so daß die phlegmatischen holländischen Nachbarn alle die Köpfe aus den Fenstern steckten, weil sie meinten, es habe sich ein großes Unglück zugetragen. Bei der Zudringlichkeit, mit der die einen von ihm Autographen, die andern Freiexemplare seiner Bücher, sein Bild oder sonstige Andenken begehrten, hatte er, zumal bei seiner starken Empfindung für das Anständige, immer ein dankbares Thema für seinen originellen Wortschatz. Das alles aber war so humorvoll, daß der Umgang mit ihm dadurch nur um so amüsanter wurde. Streng gehalten und väterlich war dagegen sein Verkehr mit den

Studenten, die er durchaus als seine Schüler und um so ernster behandelte, je munterer er auf dem Katheder zu ihnen sprach. Sie vergötterten ihn, aber er hielt durchaus auf Distanz.

Als die Universität im Wintersemester 1871 auf 1872 sich wieder füllte, hatte Treitschke eine Stellung zur Studentenschaft gewonnen, mit der sich keine andere mehr vergleichen ließ. Seine Vorlesungen über neuere Geschichte, über Politik und Reformationszeitalter waren überfüllt und die Art seiner Darstellung blieb den Zuhörern immer gleich berauschend. Häussers Stärke war die Ironie gewesen, bei Treitschke wechselte Humor und Pathos wie Blitz und Donner. Auch die Zuhörer reiferen Alters bekannten, etwas Ähnliches an natürlicher, elementarer Beredtsamkeit nie gehört zu haben. Da er den Stundenschlag nicht hörte, hatte er mit den vorn Sitzenden verabredet, sie sollten ihm ein Zeichen geben, wenn es geschlagen habe, aber niemand wollte, daß er aufhöre, und so las er im Eifer oft weit in die folgende Stunde hinein, bis er selbst den Irrtum inne ward. Ab und zu fanden sich auch Damen ein, die er anfänglich in höflichen Briefen darauf aufmerksam machte, daß er das nicht gestatten dürfe. Als die Sache sich aber wiederholte, wies er den Hausmeister an, ihnen den Eintritt zu verweigern und sagte ärgerlich, er werde noch, wie die Besitzer von anatomischen Theatern, den Anschlag machen: „Nur für Herren!“ Im Verkehr mit den Kollegen ließ er von den gewaltigen Erfolgen im

Auditorium nie etwas durchblicken. Überhebung lag ihm fern und er verkehrte mit denen, deren akademische Mißerfolge landkundig waren, falls er sie sonst schätzte, ebenso achtungsvoll wie mit den Virtuosen, die sich ihm gleichstellten. Nie berührte er auch nur mit einer Silbe die Demonstrationen, die die Studenten zu seinen Ehren machten. Er war aristokratisch, wie in der Wahl seiner Freunde, so auch in der Wahl seiner Gegner, aber eitel war er nicht.

Enthusiastischer Patriotismus war die Grundstimmung seines Lebens, und aus ihm erklärt sich auch seine Ästhetik. Der feinsinnige Naturfreund, der die landschaftlichen Schönheiten der Heidelberger Schloßruine empfand wie einer, war doch für den Wiederaufbau des Schlosses, da er sich in den Kopf gesetzt hatte, es müsse die Pfalz des deutschen Königs werden. So waren auch seine litterarischen Urteile leicht zu berechnen, da seine Magnetnadel stets nach Preußen wies. Lud er uns zu einem Leseabend, so wußten wir, daß wir den Prinzen von Homburg oder etwas der Art lesen würden. Daher seine Vorliebe für Kleist und den Patrioten Uhland. Bei Hebbel, von dessen Besprechung in den Aufsätzen er eine neue Bearbeitung vorbereitete, waren ihm die Nibelungen vor allem wert. Hatte er doch selbst Ähnlichkeit mit dem hürnenen Siegfried, der die treulosen Dänenkönige am Thor anketten will, wo sie ihm bellen sollen, wenn er kommt und geht, weil sie sich benommen haben wie Hunde. Das war ganz in seinem Stile gedacht,

gerade, wie es mir im Théâtre français geschah, daß bei dem patriotischen Wüten des Räubers Ernani mir mein Reisegefährte zuflüsterte: „Der reine Treitschke“. Helle Freude hatte er an den Hosen des Herrn von Bredow, aus denen er ganze Stellen auswendig wußte, überhaupt an der märkischen Poesie von Willibald Alexis und Fontane. Selbst Hesekiel und Scherenberg nahm er gegen Angriffe in Schutz. Gelehrte Bedenken gegen Freytags Ingo und Ingraban ließ er nicht aufkommen. Die wilden Männer waren ihm sympathisch; was deutsche Rechtsgeschichte und der Sprunersche Atlas zu diesen Schilderungen sagten, gehörte ihm nicht zur Poesie. Fand etwas Anklang bei seinem Patriotismus, so durfte es auf seine Anerkennung rechnen. Meine beiden ersten Romane waren in der Presse sehr freundlich aufgenommen worden, da man unter dem Pseudonym George Taylor ganz andere Verfasser vermutet hatte. Kaum aber entdeckten die Weisen aus Morgenland, daß ein Theologe die Bücher geschrieben, so ließen sie an dem dritten, Jetta, ihre Wut darüber aus, daß sie sich so geirrt hatten. Treitschke aber erklärte, gerade Jetta sei das beste der drei Bücher. Ihm hatten die Alemannen gefallen, die den Römern Prügel geben. Damit war für ihn die Sache entschieden. Eine thörichte Schulfuchserei war ihm die Art, wie die gelehrte Welt Hermann Grimm schulmeisterte. Die Lücken und Mißgriffe sah er so gut wie ein anderer, aber er nannte es knabenhaften Pennalismus, mit einem so anregenden und

geistvollen Schriftsteller, der Anschauungen gebe und ein Kulturbild wie das Leben Michel Angelos habe schaffen können, über allerlei Schnitzer und dilettantische Velleitäten abzurechnen. In ähnlicher Weise ist er dem Widerspruch der Zunft zum Trotz überall für die Lebendigen gegen die Toten eingetreten, ohne darum die Oberflächlichkeit oder die Phrase in Schutz zu nehmen.

Die großen litterarischen Ereignisse der Jahre nach dem Krieg waren „Der alte und der neue Glaube“ von Strauß und die Erneuerung des Schopenhauerschen Pessimismus durch Hartmann und Nietzsche, Bücher, die in der Haltung sehr verschieden, in der Grundstimmung der Weltbetrachtung doch verwandt und in ihrer Trübseligkeit ein für Treitschke vollkommen unverständliches Phänomen waren. Wie konnte man in dieser großen Zeit, in der es eine Lust war zu leben, Pessimist sein! „Das ist die Philosopie,“ sagte er von Hartmann, „die der Berliner macht, wenn er die Rückenmarkdarre hat.“ Hartmanns Betrachtungen über das Unglück der Hirschkühe und seine subtilen Rechnungen, ob die Gefühle der Lust oder der Unlust bei den lebenden Wesen überwögen, trug er mit olympischem Gelächter beim Glase Bier vor. Hartmann hatte uns doch noch den Trost des Nirvana gelassen, aber die Toten reiten schnell, und so raubte uns Nietzsche auch noch den Trost der Ruhe nach dem Tode durch seine Theorie der ewigen Wiederkehr. Nietzsches erste Schrift von der Geburt der

Tragödie hatte Treitschke gefallen. War er doch selbst, mit Nietzsche zu reden, eine „dithyrambische Natur“ und auch ihm waren „die sokratischen Naturen“ unsympathisch. Auch später hat er die trübe Entwicklung dieses großen Talents mit Teilnahme begleitet. Seine eigene Antipathie gegen die sokratischen Naturen zeigte sich damals in seinem Urteil über Strauß, das er mit Nietzsche teilte. Er war der einzige in unserem Kreise, der Nietzsches Schrift gegen den „alten und neuen Glauben“ mit ihrer Bekrittelung des Stilisten Strauß in Schutz nahm. Daß ein Buch, das die materialistische Theorie in durchsichtigster Klarheit darstelle und gerade dadurch ihre nicht zu überbrückende Lücke ans Tageslicht bringe, auch sein Verdienst habe, ließ er nicht gelten. Er hielt sich einfach an die Resultate. Ein Buch, das den letzten Trost der „wir“, der Aufgeklärten, in der Musik suchte, konnte dem Tauben wenig tröstlich sein. Aber er ließ nicht einmal den Stilisten Strauß gelten. „Es giebt keinen schönen Stil an sich,“ sagte er. „Ein Stil ist schön, wenn er der Mensch ist. Der Stil soll Person und Temperament zum treuen Ausdruck bringen. Bei Lessing finde ich die klaren Dispositionen schön, weil sie diesem Dialektiker natürlich sind, bei Strauß gehören sie nicht wie bei Lessing zu dem Mann, sondern zum Aufsatz.“ Gerade das persönliche Element fehle dem Straußschen Stil. Wenn Strauß seinerseits fand, ihm sei das Stück Fichte, was in Treitschke stecke, unverdaulich, so ist der Gegensatz da-

mit ganz richtig bezeichnet. Das patriotische Pathos beherrschte den einen, während der andere durchaus Reflexion und Logik war, das heißt der eine war eine dithyrambische, der andere eine sokratische Natur. Ich konnte nicht überall Treitschkes sehr scharf formulierten Urteilen beistimmen, aber für die Anregung, die er in die Unterhaltung brachte, und für die Höhe, auf der er sie erhielt, waren wir ihm alle dankbar.

Sein eigenes Schaffen war ebenso das eines Künstlers wie das eines Gelehrten. Eindrücke seiner Reisen durch alle Gauen Deutschlands, Lektüre der Dichter, Zeitungsausschnitte, Gespräche und Anekdoten der Freunde flossen ihm mit der gelehrten Arbeit in Eins und aus den sorgfältigsten Archivalstudien und dem ihm aus mündlicher Tradition zufließenden Stoffe gestaltete er sein Werk. Daß ihm gelegentlich auch Unverbürgtes zur Geschichte wurde, war bei seiner Art des Einsammelns unvermeidlich, denn sobald etwas erzählt wurde, was er brauchen konnte, holte er sein Blockbuch aus der Tasche und ließ sich die Geschichte aufschreiben. So schrieb ich ihm einst, daß bei Ausbruch der Militärmeuterei in Karlsruhe in allen Buchhandlungen ein Bild des Großherzogs Leopold ausgestellt war, mit den Versen:

Zittert ein Tyrann vor Revolutionen,
Du Leopold kannst ruhig thronen,
Dein Volk verläßt Dich nicht.

Sofort steckte er das Blatt besonders und sagte: „Kommt in den sechsten Band“, der dann freilich nicht

mehr erschienen ist. Ich konnte für die Richtigkeit der Geschichte meinerseits einstehen, aber wie leicht mußte er bei solcher Sammelthätigkeit auch getäuscht werden und in der That blieben Reklamationen gegen seine Anekdoten bei keinem Bande aus. Es ist ja bekannt, wie umständlich er nachträglich die silbernen Löffel des Fürsten Wrede, den roten Adlerorden des Geh. Rat Schmalz und anderes erläutern oder widerrufen mußte, und noch viel häufiger vertröstete er die Beschwerdeführer auf die nächste Auflage. Sehr verdrießlich war uns die Ungerechtigkeit, mit der er den überaus gewissenhaften und menschenfreundlichen Großherzog Leopold in seinem fünften Bande charakterisierte, aber als wir den Durchreisenden im Familienkreise gemeinsam dafür attackierten, erklärte er, jeder Duodezstaat habe seinen Landesgötzen und das müßten sich die Badenser so gut wie die anderen abgewöhnen. Richtiger freilich wurde sein Porträt durch diesen pädagogischen Nebenzweck nicht.

Eine reiche Quelle der Erheiterung waren Treitschkes Erzählungen aus dem Reichstag. Als er 1871 in den Reichstag eintrat, waren fast alle Freunde der Meinung, lang werde der taube Mann das nicht aushalten. „Er will eben auch wieder dabei sein," spotteten die Gegner. Ihm aber brachten schon die Wahlreisen große Erfrischung und wenn er nichts erreicht hätte, als daß er den Leuten auf dem Hunsrück und im Nahethal durch seine sprühenden Wahlreden ihre deutsche Gesinnung stärkte, so war dieser Gewinn die

Arbeit wert. Aber auch seine Wirksamkeit in Berlin übertraf alle Erwartungen. Er setzte sich neben die Stenographen und nachdem er ihr System der Abkürzungen begriffen hatte, las er die Reden mit und war so oft besser unterrichtet als die, die über den tauben Abgeordneten spotteten. Schwieriger war es für ihn, in den Fraktionssitzungen zu folgen, doch erhielt dort sein Freund Wehrenpfennig ihn auf dem Laufenden. Da alle Parteien sich zum voraus in ihren Fraktionen über ihre Abstimmung schlüssig machten, hatten Treitschkes Reden im Plenum im Grunde nur Bedeutung für die Öffentlichkeit, aber dem Ansehen des Reichstages war es sehr förderlich, daß die Tausende, die die Verhandlungen lasen, solche Reden in den Blättern fanden. Die Reden „des tauben Mannes, der nicht in den Reichstag gehörte," sind, wenn wir die von Bismarck ausnehmen, schließlich doch die einzigen gewesen, die nach seinem Tode aus den Protokollen als Buch herausgegeben wurden und die noch heute eine Quelle der politischen Belehrung und patriotischen Erhebung bilden. Dem Freundeskreis in Heidelberg bedeutete es ein großes Ereignis als es hieß, Treitschke habe seine Jungfernrede im Reichstage gehalten und die Freude war allgemein, als man las, daß diese erste Rede mit gewaltiger Wucht sich gegen die Ultramontanen gewendet hatte. Der Abgeordnete Reichensperger hatte den Antrag eingebracht, Artikel 3—5 der Frankfurter Grundrechte in die Reichsverfassung aufzunehmen, um die Freiheit

der Presse, Vereine und der Kirche zu gewährleisten. Treitschke konstatierte zunächst, daß die Hoffnung der Nation, es werde wenigstens eine Weile im ersten Reichstage etwas nachklingen von dem schönen Geiste des Einmuts, der während des Krieges Deutschland erhoben habe über andere Völker, durch die Ultramontanen zu Schanden geworden sei. „Wir haben hier im Beginne des deutschen Parlaments geredet von dem Reiche des Papstkönigs, von dem Reiche der Republik Polen und von dem Reiche des Welfenkönigs, während ich gehofft hatte, wir würden, da wir jetzt festen Boden unter unseren Füßen fühlen, vorwärts schreiten und freudig in die Zukunft blicken." Unmöglich könne man heute noch meinen, die große Frage von Staat und Kirche zu lösen mit einem Satze von vier Zeilen. Jede Partei habe, um die Verfassung zu stande zu bringen, Opfer ihrer Wünsche bringen müssen. Den Frieden brächen nun gerade die Herren, die stets behaupteten, sie seien eine gedrückte Minderheit. „Nun, meine Herren, wenn dies wahr ist, so muß ich wenigstens sagen, daß die Herren ihre gedrückte Stellung mit einem sehr geringen Maße von christlicher Geduld ertragen". Wenn einmal die Grundrechte in die neue Verfassung aufgenommen werden sollten, so spottete er weiter, „warum haben dann die Herren Reichensperger und Genossen die wesentlichsten vergessen? Da fehlt der Artikel: ‚Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei', ein Grundsatz, der den katholischen theologischen Fakul-

täten zu großem Segen gereichen könnte. Warum fehlt die Bestimmung der bürgerlichen Eheschließung, der Civilehe?" So riß er den Gegnern die Maske, als ob es ihnen um Freiheit zu thun sei, schonungslos ab. Wenn Bischof Ketteler gemahnt hatte, man solle doch etwas bescheidener und minder zuversichtlich reden von der Zukunft eines erst noch zu begründenden Reiches, so verweist er ironisch auf den großen Fortschritt, der schon jetzt darin liege, daß Ketteler nicht mehr als Bischof von Mainz im Reichstag sitze, sondern durch die Laienwahl eines Wahlkreises. Wenn die Antragsteller darauf hinwiesen, sie verlangten ja nichts als was die preußische Verfassung längst aus der Frankfurter Reichsverfassung übernommen habe, so verrate sich eben darin die Absicht, in diesem Artikel den Bischöfen die Möglichkeit zu geben, unter Berufung auf das Reichsrecht die Landesgesetze zu verhöhnen. In Baden habe man bereits zu reiche Erfahrungen auf diesem Gebiete, um sich in dieser Weise täuschen zu lassen. „Aber auch die ganze deutsche Nation ist klar und rechtschaffen genug, um zu begreifen, daß diese armen Artikel nicht Grundrechte sind, sondern ein Versuch, auf einem Seitenwege der katholischen Kirche eine selbständige Stellung dem Staate gegenüber zu verschaffen." So glaube er den Herren Antragstellern nicht unrecht zu thun, wenn er meine, daß Presse und Vereine nur ein angenehmes Beiwerk bei ihrem Antrage seien, die eigentliche Absicht aber auf die Selbständigkeit der katholischen Kirche

gerichtet sei. Die Niederlage der Ultramontanen war so vollständig als möglich und für Baden hätte Treitschke in keiner dringenderen Angelegenheit den Vorkämpfer machen können. Man sah nun auch in parlamentarischen Dingen in ihm den würdigen Nachfolger Häussers. Die verbreitete Vorstellung, als ob Treitschke seine großen Erfolge irgend welcher Redekunst verdanke, berichtigte sich gegenüber seinen Reden im Reichstag gleichfalls. Nicht Rhetorik und Pathos schlugen durch, sondern die Wucht der Überzeugung. Er redete besser als andere, weil er den Gedanken der Freiheit und der Nationalität mit ganz anderer Glut ergriffen hatte als sie. Wenn von irgend einem Redner, galt von ihm das Wort des älteren Cato: „Die Sache halte fest, die Worte werden folgen."

In einer weiteren Rede über das Gesetz vom 9. Juli 1871 gab er seinem Ideale, Elsaß-Lothringen möge eine preußische Provinz werden, einen wehmütigen Abschied, wendete sich aber um so entschiedener gegen den von Roggenbach befürworteten Wunsch der Notabeln, Elsaß und Lothringen zu einem Staate zu machen. Soll es nicht Teil des preußischen Staates werden, so soll es wenigstens eine vom Kaiser regierte Provinz des Deutschen Reichs sein und nicht ein neuer Kleinstaat. Die elsässischen Beamten solle man fleißig versetzen, damit sie Deutschland kennen lernen, sogar nach Schwelm und Stallupönen. Die Spielerei mit einem fürstlichen Statthalter würde er gleichfalls für schädlich halten. „Ein solcher Prinz gehört zu den

schlechtesten Beamten, weil er Hof halten muß. Die Elemente der Gesellschaft, die durch solchen höfischen Flittertand gewonnen werden könnten, sind solcher Art, daß ich wenigstens auf deren Unterstützung mit Vergnügen verzichte.“ Großen Anklang hat Treitschke damals mit dieser Rede weder in Straßburg, noch in Heidelberg, noch in Berlin gefunden, daß er aber Unrecht gehabt habe, wer wollte das heute noch behaupten? Um so mehr stimmte man seiner Rede am 2. November 1871 zu, die ein Einschreiten des Reichs verlangte, um den Mecklenburgern zu einer ständischen Verfassung zu verhelfen. Ein Verehrer Fritz Reuters hatte ihn dessen „kein Hüsung“ tief ergriffen. Es machte großen Eindruck, als er darauf hinwies, daß aus diesem von Natur reich gesegneten Ländchen von einer halben Million Einwohnern in 15 Jahren 60 000 Menschen ausgewandert seien. In seiner Entrüstung schlug er sogar Töne an, wie man sie sonst nur in den demokratischen Volksversammlungen zu hören gewohnt war. Er wies darauf hin, daß die Mecklenburger Zustände zum Gegenstande des Spottes geworden seien. „Es ist aber gefährlich, wenn dieses geduldige deutsche Volk anfängt zu spotten. Jenes tausendstimmige Hohngelächter, welches sich jahrelang über den alten deutschen Bundestag und den Welfenkönig ergoß, hat zu sehr ernsten Folgen geführt, es hat geführt zu dem bekannten Ende aller Dinge. Das Gestirn unserer Einheit ist im Aufsteigen. Wehe dem Staate, der sich eigensinnig absperrt von diesem ge-

waltigen unhemmbaren Zuge unserer Tage; früher oder später wird ihn die Katastrophe ereilen." Wie im Reichstage selbst diese drohenden Worte eine gewaltige Bewegung hervorriefen, so fanden sie unter uns einen begeisterten Wiederhall und nicht mindern Beifall begleitete sein Eintreten für die Ergänzung des Strafgesetzbuches durch den sogenannten Kanzelparagraphen, bei dem er den Ultramontanen wiederum bittere Wahrheiten sagte. Zum letztenmal in dieser Session ergriff er am 29. November 1871 das Wort zum Militäretat, als die Fortschrittspartei wieder den alten Streit über die parlamentarische Mitwirkung bei der Beurteilung der Bedürfnisse der Armee erneuerte. Treitschke trat entschieden für den Kriegsminister ein, benutzte aber diese Debatte, um einen starken Angriff auf den Kultusminister von Mühler zu machen, und als ihn die Konservativen „zur Sache" riefen, erwiderte er ihnen: „Sorgen Sie dafür, daß ein fähiger Mann an die Spitze Ihres Unterrichtsministeriums kommt, der für die Interessen seines Departements nur den zehnten Teil jener Energie aufwendet, die der Kriegsminister für sein Departement aufzuwenden pflegt, dann werden Sie praktisch erfahren, daß man das eine thun kann und das andere doch nicht lassen." Im allgemeinen kehrten die badischen Abgeordneten sehr verstimmt aus Berlin zurück. Von Bluntschli hatten die Berliner Zeitungen geschrieben, er rede wie jemand, der gewohnt sei, daß man nachschreibe. Er hatte keinen Eindruck gemacht, das fühlte er selbst

und sagte, den Ton für eine so große Versammlung müsse man auch erst finden. Von Roggenbach, dem bei aller brillanten Konversation die Redegabe völlig fehlte, sagte ein lustiger Pfälzer Landrichter, der auch Mitglied des Reichstags, war: „Wenn das euer geistreichster Staatsmann ist, dann möchte ich doch einmal euern dümmsten sehen.“ So kamen die andern wie ein geschlagenes Heer nach Hause, denn von der Rolle, die sie im Karlsruher Ständesaal spielten, war in Berlin nicht entfernt die Rede gewesen. Nur einer erschien mit Lorbeeren gekrönt, das war Treitschke; er hatte unsere Reputation gerettet. Die Begrüßung war auch so herzlich wie möglich. Nur Baumgarten sagte damals schon grämlich, Treitschke meine auch, kein Gesetz sei gut, wenn nicht er eine Rede dazu gehalten habe. Die Ultramontanen aber fanden die Partie ungleich. Er überschütte sie mit den stärksten Ausdrücken, sie aber könnten ihn nicht wieder beißen, da er sie nicht verstehe. Ganz in derselben Weise verlief die zweite Session 1873/74, die Treitschke noch von Heidelberg aus besuchte und deren glänzende Gefechtsmomente der „runde Tisch“ mit seinem Applause begleitete. Viele seiner geflügelten Worte von damals leben noch heute in aller Mund, so wenn er die Bitte der deutschen Zettelbanken um kleine Scheine aus dem „in der menschlichen Natur tiefbegründeten Wunsche“ ableitete, „Schulden zu machen ohne sie zu verzinsen“, oder wenn er über die Vorliebe der Süddeutschen für bayerische Raupen-

helme und schmutzige Guldenscheine spottete. Zu vollem Pathos erhob sich sein Patriotismus wieder bei den Verhandlungen über das Septennat. Als dieselbe Partei, deren Kapläne im Schwarzwald den Wählern vorgelogen hatten, Septennat bedeute, daß die Leute forthin sieben Jahre dienen müßten, sich im Reichstage dann beschwerte, daß man sie Reichsfeinde nenne, verwies er auf das Gebaren der Ihren außerhalb des Hauses und fing der Einfachheit halber gleich mit dem Papste an. „Wer war es denn, der den christlich frommen Wunsch aussprach, es möge ein Steinchen vom Himmel fallen, um die Füße des deutschen Kolosses zu zertrümmern?“ Die, die den Urheber dieses geistreichen Ausspruchs für unfehlbar halten, würden freilich erst dann sich öffentlich zu diesem Wunsche bekennen, wenn Deutschland einmal, was Gott verhüte, eine offene Feldschlacht verloren hätte. Einstweilen sei Preußen selbst das Steinchen gewesen, das die Thore der ewigen Stadt dem einigen und freien Italien öffnete und nebenbei zugleich den sündenbeladensten Kleinstaat dieses Weltteils vernichtete. In ähnlichem Tone redete er am 17. Dezember 1874 zu dem Abgeordneten Winterer, der die Aufhebung des im vorangegangenen Jahre für Elsaß-Lothringen erlassenen Schulgesetzes verlangte. Gegenüber Winterers Lobgesängen über die Leistungen der Schulbrüder, las er Abschnitte aus deren Regel vor, die vorschrieben, in welchem Falle der Bruder vor dem Obern aufzustehen, in welchem er niederzuknien, in welchem er

„nur den Boden zu küssen habe.“ „Meine Herren,“ fragte er die Ultramontanen, „ich bin in der That begierig zu wissen, was der fromme Schulbruder noch schlimmeres küssen soll als den nackten Boden?“ Wollten die Herren vom Klerus den geistlichen und französischen Charakter ihrer Volksschulen retten, so setzte er dem die unverblümte Versicherung entgegen: „Wir haben allerdings die Absicht, diese neugewonnene deutsche Provinz zu germanisieren, wir haben diese Absicht und werden sie durchführen.“ Lebhafter Beifall und Zischen im Centrum war in dieser Session das gewöhnliche Ergebnis seiner Reden. Die Heimkehr stand auch dieses Mal unter dem gleichen Zeichen wie das erste Mal, nur daß die Verstimmung der badischen Abgeordneten über die bescheidene Rolle, die sie im Reichstage gespielt hatten, dieses Mal noch größer war, und Jolly wenigstens ließ es sich nicht nehmen, daß die Händelsucht der liberalen Führer, die sofort in der Adreßdebatte der badischen Kammer im November 1873 sich ankündigte, dem Bedürfnisse der Herren entspringe, im Karlsruher Rondelsaal die Lorbeeren zu pflücken, die ihnen im Reichstage versagt geblieben waren.

Aber auch Treitschkes Schätzung des Reichstags nahm von Session zu Session ab. Schon 1879 schrieb er dem Reichstag die Worte ins Album: „Täuschen wir uns nicht, meine Herren, es ist in unserem Volke die Freude am parlamentarischen Leben sehr viel geringer geworden als in den Tagen, da

man in dem Bestehen des Parlaments schon die Freiheit selber zu erkennen glaubte. Wie sollte es auch anders sein. Wir sind gesegnet mit, ich glaube 4000 Abgeordneten im Deutschen Reich. Es wäre gegen die Natur der Dinge, wenn eine solche Überzahl nicht anfinge dem Volke lästig und langweilig zu werden." Als seine Rechnung angefochten wurde, schrieb er einige Jahre später: „Quousque tandem, so schallt es wie aus einem Munde, wenn jemand in guter Gesellschaft jener parlamentarischen Redefluten gedenkt, die nun schon seit Monaten wieder in Berlin, München und Karlsruhe aus hoch aufgezogenen Schleusen unaufhaltsam hervorplätschern. 3000 Reichs- und Landtagsabgeordnete, je ein Volksvertreter auf 3000 erwachsene Männer! Es ist des Segens zu viel selbst für die deutsche Geduld. Immer häufiger hört man die Frage: ob denn durch solche sündliche Vergeudung von Geld und Zeit etwas anderes bewirkt werde als ein Geräusch, so zwecklos wie das Klappern eines Rades mit zerbrochener Nabe?" Am 11. Juli 1879 erklärte er seinen Austritt aus der nationalliberalen Fraktion, als diese die bekannte Frankensteinsche Klausel verwarf, die einen Teil der Zolleinnahmen den Einzelstaaten überwies. Man hätte annehmen dürfen, daß auch er, als strammer Unitarier, ein Gegner dieses Antrags hätte sein müssen, und innerlich war er es auch, da aber Bismarck erklärte, die Reform der Finanzen sei dringend und die Zustimmung des Centrums sei auf keine andere Weise zu erreichen,

stimmte er mit der Regierung. Die Folgen, die er von der Haltung seiner Freunde gefürchtet hatte, traten auch in vollem Umfang ein. Sie bestanden in dem Bruch Bismarcks mit den Nationalliberalen, dem Rücktritt der Minister Hobrecht, Falck und Friedenthal, der Aussöhnung Bismarcks mit der römischen Kurie und der Durchführung der Zollreform mit der konservativ klerikalen Mehrheit, die noch heute den Reichstag beherrscht. Das alles hatte Bismarck hingegeben für das Linsengericht einer sehr anfechtbaren Finanzreform. Treitschke hat die Verantwortung dafür stets dem Reichstag zugeschoben und 1883 schrieb er geradezu: „Unter allen Institutionen unseres jungen Reiches hat sich keine so schlecht bewährt wie der Reichstag.“ Er war reichstagsmüde und von der Mischung von Kopfweh und Müdigkeit, mit der er aus den Sitzungen zurückkehrte, pflegte er zu sagen, er habe „Reichstagsjammer“, der ihm noch mehr als Katzenjammer die Arbeit erschwere. Seine Beteiligung an den Verhandlungen erlahmte und nach 1888 hat er keine Wahl mehr angenommen, wozu freilich beitrug, daß auch die Regierung und die Gesetzgebung Bahnen einschlug, auf denen er nicht folgen konnte, ohne sich mit seinen alten Ideen in allzugroßen Widerspruch zu setzen.

Auch in Sachen der auswärtigen Politik fand er sich mit der öffentlichen Meinung nicht mehr zusammen. Er glaubte nicht an die Dauer der französischen Republik, sondern an die Wiederkehr des Bonapartis-

mus. Als am 9. Januar 1873 Napoleon III. infolge einer Steinoperation starb, sagte er mir: „Unästhetisch bleibt der Kerl doch bis zum letzten Atemzug.“ Ich meinte, nun werde die Partie zwischen Chambord und den Orleans weiter gespielt werden, er aber sagte: „Lulu“ und er blieb dabei, nur die Bonapartisten seien die Leute, diese Nation zu regieren. Sehr erbittert war er über die große Zahl der Deutschen, die trotz der gemachten Erfahrungen in ihre Stellungen nach Frankreich zurückkehrten, ihren deutschen Namen wechselten oder sich gar naturalisieren ließen. Es war das ein Mangel an Ehrgefühl, den er nicht begriff. Der Pole, der auf allen Schlachtfeldern gegen Rußland kämpfte, war ihm trotz seines Branntweingeruchs respektabler.

6.

Der Reichstag war in den Jahren 1871 bis 1874 keineswegs die einzige Arena, in der der allzeit kampflustige Streiter seine Kräfte übte und die akademischen Gegner haben ihm damals wohl gelegentlich vorgeworfen, daß er den schlechten Ton des Reichstags auch in die Universitätsdebatten hineintrage, die freilich hinter der Urbanität von Richter und Liebknecht in jenen Jahren nicht viel zurückblieben. Merkwürdig genug drehte sich seit März 1871, während die größten Fragen das deutsche Vaterland bewegten, das Hauptinteresse der Akademiker um einen Streit, der nahezu kindisch genannt werden mußte. Knies und Schenkel

waren scharf aneinander geraten, da der erstere als Prorektor den Vorsitz in der von Schenkel geleiteten Ökonomiekommission in Anspruch nahm. Das Universitätsstatut sprach dem Prorektor mit klaren Worten dieses Recht zu, Schenkel aber erklärte, dann möge Knies auch die Geschäfte der Kommission übernehmen. Daß Treitschke in dieser Frage so leidenschaftlich Partei nahm, war zum Teil Abneigung gegen Schenkel, zum Teil Dankbarkeit gegen Knies, der sowohl in Freiburg als in Heidelberg seine Berufung betrieben hatte. Auch stellte er Knies wissenschaftlich hoch und wußte in eine seiner Reichstagsreden ein förmliches Referat über dessen neuestes Buch vom „Geld“ einzuflechten. In dem Streite selbst war Knies nach dem Wortlaut des Statuts durchaus im Recht. Als des Streitens kein Ende wurde, hob Jolly die Ökonomiekommission auf und wies ihre Geschäfte dem Senate zu, um so den Streitgegenstand aus der Welt zu schaffen, aber der Senat protestierte. Da die Verhandlungen einen sehr unparlamentarischen Charakter annahmen, erklärte der Philologe Köchly, es sei unter seiner Würde, sich an den Sitzungen weiter zu beteiligen. Nun wurde ein Antrag eingebracht, daß jeder Ordinarius verpflichtet sei, sich an den Sitzungen zu beteiligen. So spann der thörichte Streit sich weiter. Der Hauptort der Schrecken war die philosophische Fakultät und Treitschke brachte durch die drastischen Reden, die er da hielt, den Dekan mehr als einmal zur Verzweiflung. „Er ist der reine Brander,“ sagte mir Ribbeck. „Ich zittere immer,

wenn er das Wort verlangt." Malerisch war es freilich, wenn der schöne, hochgewachsene Mann im Senat auf die kleinen bebrillten Herren hineindonnerte: „Wer anders sagt, hat es mit mir zu thun!" Da er aber keine Ahnung davon hatte, wie laut er sprach, auch wenn er dem Nachbarn eine vertrauliche Bemerkung zuflüstern wollte, so setzte er seine Freunde oft in tödliche Verlegenheit. Namentlich einer seiner konfidentiellen Kanonenschüsse richtete bleibenden Schaden an. Als die naturwissenschaftlichen Herren wieder einmal in eine historische Berufungsfrage sich einmengten, sagte er dem Nachbarn donnernd ins Ohr: „Was geht das diese Apotheker und Mistfahrer an?" Damit war denn natürlich dem Faß der Boden ausgeschlagen. Niemand machten solche Streiche mehr Verdruß als gerade seiner Partei, und nach einer solchen Sitzung rief ihm Knies, seine Taubheit mißbrauchend, einmal nach: „Gute Nacht, altes Baby!" Er aber zog heiter von dannen, unahnend, welche Gefühle er auch bei seinen Freunden hinterließ. Einen abschwächenden Einfluß auf ihn zu üben, war ganz unmöglich. In seiner Tapferkeit begriff er gar nicht, warum er denn etwas anderes sagen solle als was er denke. Einen Freund, der nach seiner Meinung im Rechte war und mit Unrecht verfolgt und mißhandelt wurde, den wollte er heraushauen, es koste, was es wolle. Als er nun auch in seinen „Preußischen Jahrbüchern" drucken ließ, Hoftheater und Universitätssenate würden stets der klassische Boden eifersüchtiger

Intriguen und knabenhafter Katzbalgereien sein, warf der Streit bald auch in die Kammern und die Presse seine Schatten. Die sogenannte Majorität brach nun alle Beziehungen mit uns ab, was die Folge hatte, daß wir uns um so enger aneinander schlossen. „Die Verfemten“ nannte uns Treitschke mit Vorliebe, wie er die Tafelrunde in der Weinstube von Kitzing in Leipzig „die Verschwörer“ getauft hatte. Sagte ich ihm, wir andern seien aber durchaus nicht gern verfemt, so antwortete er: „Ich habe meine Studenten“. Immerhin war das so hergestellte enge Verhältnis zu einer Reihe bedeutender Kollegen auch ein Gewinn. Wir versammelten uns am Abend, eine Stunde nach seinem Kolleg, im Museum bei recht billigem Bier. „Es kostet nichts,“ sagte er, „als eine kleine Überwindung.“ Der Kreis bestand aus dem Geschichtsschreiber Weber und den drei Theologen Gaß, Holtzmann und mir, demnächst aus dem Botaniker Hofmeister, mit dem Treitschke schon in Leipzig befreundet gewesen war, dem Kirchenrechtslehrer Herrmann, bei dem Treitschke in Göttingen als Student verkehrt hatte und der ihm zuliebe die Fingersprache erlernte, und aus Knies, der vom Direktor des Oberschulrats und Universitätsreferenten zum Professor in Heidelberg herabgerückt war, so daß Hitzig ihn mit dem Toaste begrüßte: „Siehe Adam ist geworden als unsereiner“. Die Wortführer waren Knies und Bluntschli, von denen freilich jeder seinen eigenen politischen Standpunkt vertrat, wobei Treitschke von dem Zweiten

möglichst abrückte. Sein Urteil über Bluntschli, wie es in den Briefen an Freytag nun auch gedruckt vorliegt, war ungerecht. Bluntschli wollte das Gute, nur sollte dieses Gute nach seiner Meinung am besten geschehen durch ihn. Das ôtez vous, que je m'y mette war eben richtiges Schweizerdeutsch. Das war seine Stellung in der Fakultät wie in der Kammer. Ich suchte vergeblich Treitschke zu beweisen, daß Bluntschlis Neigung zu Vermittlungsanträgen und sein Bedürfnis, stets in der Majorität zu sein, doch auch auf seiner gutmütigen Verträglichkeit und menschenfreundlichen Gemeinnützigkeit beruhe. Als ich aber in diesem Sinne einmal vor einer Fahrt nach Edingen auf dem Bahnhofe ihm zuredete, polterte er in solchen Ausdrücken, daß der ganze Wartesaal aufmerksam ward, und ich lieber abbrach. Bei solchen Gelegenheiten empfand man es recht, welches Unglück für ihn seine Taubheit war, denn wie sollte man irgend kompliziertere Verhältnisse durch Lippensprache und Blockzettel ihm deutlich machen, und Stadtpostbriefe liebte er nicht — aus guten Gründen. Obgleich er damals akademisch zur Partei Bluntschlis gehörte, griff er doch gerade in seinem Aufsatze von 1871 über „Parteien und Fraktionen" das Bluntschli-Rohmersche Staatsrecht an, das die Funktionen des Staats mit denen des menschlichen Organismus in Parallele stellt. „Die Staatswissenschaft," schrieb er, „fordert Gedanken, nicht Vergleiche; was soll ihr Spiel mit Bildern, das ebenso willkürlich bleibt wie die weiland beliebte Un-

sitte der Naturphilosophen, den Staat mit dem menschlichen Körper zu vergleichen. Bei solchen Spielen der Phantasie hört jede Beweisführung auf. Ähnlichkeiten sind ja leicht gefunden; man mag mit schönen Worten den König für den Kopf oder für das Herz oder auch für den Zeigefinger des Staats erklären." Höflich war das nicht und mußte Bluntschli um so mehr verdrießen, als Treitschke, mit Goethe zu reden, nur an der abgelegten Schlangenhaut zerrte, denn diesen Teil der Rohmerschen Philosophie hatte Bluntschli selbst hinter sich, und darum hat er meines Wissens auf den Angriff auch nicht erwidert. Auch daß Bluntschli versuche, Luther zu den Liberalen zu zählen, warf Treitschke ihm vor. „Ihn, dessen erhabener Geist in wunderbarer Verbindung die Züge des revolutionären Himmelsstürmers und des gläubigen Mönches zeigt! Ihn, der alles war, nur ganz gewiß kein Liberaler! Oder werden uns die Gegner höher achten, wenn wir uns gar erdreisten, den wahren Geist des Christentums für liberal zu erklären? Die Größe des christlichen Glaubens liegt ja in seiner unbegreiflich vielgestaltigen Bildungsfähigkeit; er wird in ewig neuen Formen ewig derselbe, nach Jahrtausenden noch das Menschengeschlecht erheben, wenn kaum der gelehrte Forscher noch etwas von Liberalismus zu erzählen weiß." Zwischen Bluntschli und Treitschke lag eben, philosophisch genommen, obgleich sie an demselben runden Tische saßen, ein volles Jahrhundert. Treitschke stand auf dem Boden der historischen Schule,

und. nicht Dahlmann, sondern Ranke ist sein eigentlicher Lehrer gewesen, Bluntschli berief sich gern auf Savigny, der That nach war trotz aller Rohmerschen Bildersprache seine Weltanschauung aus den klaren Gewässern des Aufklärungszeitalters geschöpft.

Als 1873 Wehrenpfennig aus der „Spenerschen Zeitung“ seine halboffiziöse „Preußische Zeitung“ zu machen begann, wurde Treitschke ein für jene Zeit unerhörter Gehalt, ich glaube von 10000 Thalern, angeboten, falls er die Redaktion übernehmen wolle. Manche Freunde rieten zu, da sie meinten, seine Taubheit werde mit den Jahren auch ein Hindernis für seine Lehrthätigkeit werden. Er aber sagte mir: „Ich bin kein Journalist. Ich lasse die Dinge sich gern entwickeln, bis man sich etwas dabei denken kann. Fix über das neueste Telegramm einen Leitartikel zu schreiben, um in acht Tagen dann das Gegenteil sagen zu müssen, das ist ein Geschäft für andere Leute.“ Wehrenpfennig suchte ihm die Sache annehmbarer zu machen, indem er ihm mitteilte, der Minister werde ihn zum Honorarprofessor an der Universität ernennen, er brauche also seine Lehrthätigkeit nicht zu opfern und die gewöhnliche journalistische Arbeit würden andere besorgen. Nur die politische Leitung und regelmäßige Leitartikel würden seine Sache sein. Große Honorare als Professor und ein solcher Gehalt als Redakteur würden manchen andern verlockt haben. Es gab auch Leute, die erklärten, da er kein Vermögen habe, sei es seine Pflicht,

auf diese Weise seine Familie sicherzustellen. Er aber blieb dabei, es sei gegen seine Ehre, für Geld seinen Beruf zu wechseln und wir waren natürlich froh, ihn zu behalten.

In die Tageskämpfe war er, trotz dieser Enthaltsamkeit den Zeitungen gegenüber, dennoch hinlänglich tief verflochten, und die Journale zahlten ihm die goldenen Rücksichtslosigkeiten seiner „Preußischen Jahrbücher" mit Zinsen heim. Der österreichische, seit 1866 in Mannheim als Redakteur einer Wochenschrift ansässige Demokrat Ludwig Ekkard, von dem die Karlsruher sich ins Ohr sagten, er habe 1848 in Wien den Kriegsminister Latour aufgehängt, schrieb einen Leitartikel: „Treitschke von Cassagnac.". Als er sich mit den Juden überworfen hatte, meldete ein Berliner Blatt, Treitschke selbst stamme von einem gewissen Isaak Treitschel, der zu Anfang des Jahrhunderts als hosenverkaufender Jüngling aus Böhmen nach Sachsen gekommen sei. Ein sozialdemokratisches Blatt meinte, Herr von Treitschke sei ein lebendiger Beweis für die Ungerechtigkeit der heutigen Gesellschaftsordnung, denn nur weil sein Vater General war, konnte er Professor werden. „Lebten wir in einem gerechten Staate, so hätte ein solcher Schwachkopf nie studieren dürfen." Mit ähnlichen Liebenswürdigkeiten wurde er von der ultramontanen Presse bedacht, die ihn wegen Monomanie am liebsten einer Anstalt überwiesen hätte. Brachte man ihm eine solche Musterleistung, so lachte er hell auf und sagte

dann: „Das muß man sich gefallen lassen, will man im öffentlichen Leben stehen." Nur wenn gelehrte Kollegen ihn von hinten mit Steinen bewarfen, aus keinem andern Grunde als weil er ihnen vorgefahren war, konnte ihn die kleinliche Gesinnung ärgern.

Es ist bekannt, daß Treitschkes Übereinstimmung mit dem badischen Liberalismus, die anfangs gefehlt hatte, sich in Heidelberg befestigte, aber in Berlin wieder der alten Geringschätzung wich. In den Jahren 1867 bis 1874, die er unter uns zubrachte, konnte ich eine erhebliche Differenz der Meinungen nicht entdecken. Die ersten Schritte Bismarcks zur Wiederherstellung der staatlichen Autorität gegenüber der katholischen Kirche, die Aufhebung der katholischen Abteilung im Kultusministerium, das Strafgesetz gegen den Mißbrauch der Kanzel, die Absage Bismarcks an das neugegründete Centrum begrüßte Treitschke, wie seine Parlamentsreden und die Aufsätze in den Jahrbüchern zeigen, mit Freude. Auch in der Beurteilung der Mühlerschen Kultusverwaltung stimmten wir völlig überein. „Die Universitäten in Preußen," schrieb er, „gehen zurück, seit die modische Orthodoxie mit ihrem Mißtrauen gegen die Freiheit des Wissens die Oberherrschaft behauptet am Hofe. Hier, wenn irgendwo, thut unserem Staate eine radikale Reform not, die Umkehr von der Umkehr der Wissenschaft." „In Preußen," so sagt er in dem letzten Aufsatze, den er in Heidelberg schrieb, „wird seit den unglücklichen Tagen Friedrich Wilhelms IV. das Schul-

wesen grundsätzlich verbildet durch einen Geist konfessioneller Engherzigkeit, der auch den Geduldigsten empört." Nichts erstaunte uns darum mehr als die Stellung, die er dann in Berlin zu Stöcker und seiner Stadtmission einnahm, so daß er sogar Stöckers Entlassung aus seiner Hofpredigerstellung beklagte. Wer behauptet, das Mißverständnis sei eben auf unserer Seite gewesen, der lese Treitschkes Publikationen bis zu seiner letzten Heidelberger Woche. Die Anschauungen, mit denen er zu uns kam und die er in Heidelberg im Freundesverkehr und auf dem Katheder vertrat, finden sich ausgesprochen in dem schönen Essay über die Freiheit, der von dem Satze ausgeht: „Alles Neue, was das neunzehnte Jahrhundert geschaffen hat, ist ein Werk des Liberalismus." Gerade auf kirchlichem Gebiete ist derselbe berufen, seine Arbeit fortzusetzen, um endlich Wahrheit der Zustände zu schaffen. „Gereicht es," fragte er damals noch, „dem Lande Lessings etwa zur Ehre, daß keine deutsche Hochschule sich getraut, einen David Strauß in ihren Hallen zu dulden?" „Wer irgend einen Begriff davon hat, in welcher ungeheueren Ausdehnung der Glaube an die Dogmen der christlichen Offenbarung dem jüngeren Geschlechte geschwunden ist, der kann nur mit schwerer Sorge beobachten, wie gedankenlos, wie träge, ja wie verlogen Tausende einem Lippenglauben huldigen, der ihrem Herzen fremd geworden." „In erschreckender Stärke wuchert auf dem religiösen Gebiete der Geist der Unwahr-

haftigkeit.“ „Die Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts meinten, ohne Glauben an Gott und die Unsterblichkeit bestehe echte Tugend nicht. Die Gegenwart bestreitet dies, sie erklärt rund und nett: die Sittlichkeit ist unabhängig vom Dogma.“ Die Unsterblichkeit sieht er in dem unendlichen Fortwirken unserer guten wie bösen Thaten. „Für schwache oder gemeine Naturen kann der Glaube an ein Jenseits ebensowohl eine Quelle der Unsittlichkeit sein, wie das Leugnen derselben, denn sie vernachlässigen in der Sorge um das Jenseits oft ihre diesseitigen Pflichten.“ „An dem großen Werke der jüngsten hundert Jahre, an der Befreiung des Menschen von tausend Schrecken unchristlicher Willkür, hat die Kirche gar keinen Anteil genommen. Die Verteidiger der Kirche beanspruchen das Vorrecht, auch die beste Sache durch die unvergleichliche Gemeinheit ihrer Mittel zu verderben. Und diese Erscheinung wird nach menschlichem Ermessen fortdauern. Mehr und mehr wird der sittliche Gehalt des Christentums von weltlichen Händen ergründet und ausgebildet werden und mehr und mehr wird sich herausstellen, daß geschlossene Kirchen den geistigen Bedürfnissen reifer Völker nicht genügen.“ Wie dieser letzte Gedanke sich völlig deckt mit den Spekulationen des Heidelberger Ethikers Richard Rothe, so ist es ein Satz der Tübinger Schule, wenn er 1866 an seine katholische Braut schreibt: „Das Christentum verliert nichts von seiner Größe, wenn man die dummen Pfaffenmärchen vom

Heidentum aufgiebt. Im neuen Testament stehen mehr Gedanken von Plato als unsere Pfaffen gestehen wollen.“ Unter diesen Umständen vermochten wir ihn auch theologisch nur zu den Liberalen zu rechnen und vollends in der Stellung Treitschkes zu den in Angriff genommenen Reformen des evangelischen und katholischen Kirchenwesens fanden wir nur unsere eigene Überzeugung wieder. Den Sturz Mühlers begrüßte auch er im Februar 1872 mit Jubel, „wenn er auch nicht einstimmen will in den amerikanischen Ton, der in der deutschen Presse überhand nimmt, und dem gefallenen — Löwen läßt sich ja nicht sagen —, dem gestürzten Gegner Fußtritte versetzt.“ Auch er verlangte Aufhebung der Stiehlschen Regulative, „da diese traurigen Verordnungen manchen offenen Kopf von der Laufbahn des Lehrers zurückschrecken.“ Wenn Herr von Mühler manche Gymnasien für „observanzmäßig evangelisch“ erklärt hat, so fordert er Falk auf, gerade an solche katholische oder jüdische Lehrer zu berufen, um der Fiktion ein Ende zu machen, daß der preußische Staat konfessionelle Gymnasien kenne. Noch in seinem letzten Heidelberger Semester am 10. Dezember 1873 stimmte er auch den Falkschen Maigesetzen zur Einschränkung der katholischen Kirche rund und bündig zu. „In diesen Gesetzen steht kein Wort, das nicht der Kirche zum Heil gereichte.“ Er erklärt es für den unverzeihlichsten Fehler der konservativen Partei in Preußen, daß sie sich mit den Ultramontanen verbündet habe. Das Verbot des Jesuitenordens, dem

er früher widersprach, hat jetzt seinen Beifall. Der Kulturkampf ist auch ihm ein Kampf der Freiheit gegen den Fanatismus und er ist überzeugt, daß der Staat siegen wird, wenn er fest bleibt. „Seit zwei Jahren hat die Partei der Ultramontanen ihr Pulver verschossen, sie hat die Schatten Neros und Diokletians so oft heraufbeschworen, daß man nicht absieht, was ihr nach diesem fanatischen Geschrei noch übrig bleibt als der Straßenkampf, und diesen kann sie nicht wagen.“ Auch Treitschkes praktische Forderungen waren die der Liberalen. „Ein Gesetz über die obligatorische Civilehe ist zur Notwendigkeit geworden; nach jahrelangen Erwägungen muß man doch endlich zu der einfachen Erkenntnis gelangt sein, daß die fakultative Civilehe auf einer Begriffsverwirrung beruht und den Konflikt zwischen Staat und Kirche nicht ermäßigt, sondern verschärft. Der Staat wird ferner durch ein Gesetz die Gemeinden in den Stand setzen müssen, selber für ihr Kirchenvermögen zu sorgen, wenn kein gesetzlich anerkannter Pfarrer vorhanden ist; er wird den Altkatholiken das Recht einräumen müssen, beim Austritt aus der Kirche ihren Anteil an dem Kirchengute zurückzufordern. Nach allem was geschehen, darf man den Vorwurf der Gehässigkeit nicht mehr scheuen, wir brauchen ein Gesetz über die Verhaftung beharrlich widerspenstiger Priester. Auf die Dauer wird es nicht angehen, die geistlichen Orden in ihrem heutigen rechtlich unklaren Zustande bestehen, Prozessionen und Wallfahrten zur Belästigung und Beleidigung anders-

gläubiger Mitbürger mißbrauchen zu lassen. Die Maigesetze sind erst der Anfang einer energischen Kirchenpolitik." Über solche Forderungen hinaus hat sich auch der badische Liberalismus niemals verstiegen und so darf man getrost behaupten, solange Treitschke in Heidelberg war, stand er in dieser Sache voll und ganz auf dem Standpunkte seiner liberalen Freunde.

Langsam trat dann in Berlin die Umstimmung ein. Bei seinem Leiden war er im Verkehr auf wenige Personen beschränkt und unter diesen stand eine ihm schon lange nahe: der neue Oberkirchenratspräsident Herrmann, der sich durch Finger- und Lippensprache besser als ein anderer mit ihm zu verständigen vermochte und auch brieflich mit ihm verkehrte. Herrmann hatte aber schon in Heidelberg gegen die Falkschen Gesetze allerlei Einwendungen erhoben und geriet über die Dotierung der evangelischen Pastoren, die Abschaffung der Kasualgebühren und ähnliche Fragen mit dem Kultusminister in gereizte Auseinandersetzungen. Seine Äußerungen auch gegen die Falksche Kirchengesetzgebung lauteten jetzt so abfällig, daß wir oft den Eindruck hatten, daß er sich für den berufenen Mann halte, Falk zu ersetzen. Sein salbungsvoller Refrain war stets, solange das Volk aus den kirchlichen Verordnungen nicht die Sprache tiefen Respekts vor der Religion heraushöre, werde jede Reform an dessen Mißtrauen scheitern. Auch die aristokratischen und militärischen Kreise, mit denen

Treitschke jetzt mehr verkehrte, hatten nur die eine Losung: „Der Kulturkampf muß aufhören." Von der altkatholischen Bewegung erwartete er nichts und der starke Applaus der jüdischen Presse, die durch größere Zurückhaltung der Sache besser gedient hätte, war ihm unsympathisch. So kam es, daß wir bald immer weniger auf seine Mitwirkung im Streite rechnen konnten. Doch war dieses Urteil mehr aus den Bedenklichkeiten geschöpft, die er mündlich äußerte, als aus seinen schriftlichen Auslassungen, die noch immer in der Hauptsache zustimmend waren, wenn er auch die Gesetze jetzt als Notgesetze, Kampfgesetze, d. h. als vorübergehendes Übel angesehen wissen wollte. Dann aber trat der große Abfall Laskers und der Fortschrittspartei ein, die die katholischen Stimmen für die Wahlen einstreichen wollten und das Odium des Kulturkampfes — ein Name, den übrigens Virchow zum Ruhme Falks erfunden hatte — gern den Nationalliberalen überließ. Nachdem so der eine Flügel der Armee zum Feinde übergegangen war, begann der große Bismarcksche Rückzug, den Treitschke mit dem groben Geschütze zu decken hatte. Auch bei diesen Rückzugsgefechten hat er so manches gute Wort in den Jahrbüchern geschrieben und im Reichstage gesprochen, aber es liegt doch wie ein geistiger Druck das Bewußtsein auf ihm, daß er nunmehr die „unwirksamen oder verfehlten Bestimmungen der Maigesetze" zur Abschaffung empfehlen mußte, die er bei ihrer Entstehung mit hellem Zuruf begrüßt hatte. Ihm, der

in so starken Worten zu reden pflegte, standen diese Retraktationen besonders schlecht. Daß der alte Streit mit Konzessionen nicht zu beschwichtigen sei, sondern mit Ausharren, hatte er ja selbst unzähligemal verkündet. Wenn nun heute in einem Reiche, das zwei Drittel Protestanten umfaßt, die Bischöfe regieren und ein ultramontaner Präsident den deutschen Reichstag präsidiert, so kann man in Erinnerung an diesen Verlauf nur das alte Wort wiederholen: „Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient." Im übrigen ist anzuerkennen, daß Treitschke dieses Ende niemals wie die Kreuzzeitung freudig begrüßte, sondern immer mit tiefem Gram als einen Beweis betrachtete, daß ganz im Gegensatz zu der Meinung des Aristoteles der deutsche Mensch durchaus kein politisches Tier sei.

Noch in Heidelberg bereitete sich Treitschkes Bruch mit den Kathedersozialisten vor, unter denen er doch in Knies, Schmoller u. a. nahe Freunde hatte. Im Gegensatze zu Knies behauptete er, der Sozialismus sei nicht durch Gründe zu überzeugen, er müsse einfach mit Gewaltgesetzen niedergehalten werden. Auch vertrat er den Satz, daß es ein öffentliches Interesse sei, daß zu billig bemessenen Löhnen gearbeitet werden müsse und daß der Staat befugt sei, die Arbeiter zur Erfüllung dieser Pflicht zu zwingen. In seinem ersten Berliner Artikel vom Juli 1874 nahm er dann die schroffe Wendung gegen die Sozialdemokraten, die er Sozialisten nannte und der Gattung nach nicht von den radikalen Sozialpolitikern unterschied. Der Artikel

war noch in Heidelberg begonnen worden und es stimmte uns heiter zu sehen, wie auch hier wieder die Erfahrungen der jüngsten Tage ihm in die Feder flossen, wenn er schrieb: „Wenn einer zwei, drei Tage lang Bücherkisten geordnet und Frachtbriefe geschrieben hat und endlich mit dumpfem Kopfe den vollendeten Greuel betrachtet, so überkommt ihn vielleicht die Frage: wie mag es aussehen in den Köpfen dieser braven Packer, die bei den Umzugsfreuden nur meine Diener waren? Und der Beruf des Möbelpackers ist noch sehr anständig, weil sauberer und feiner als viele ebenso nötige Gewerbe." Der Aufsatz selbst, „Der Sozialismus und seine Gönner", fand am runden Tische des Museums keineswegs mehr Beifall als die Reden, in denen er ihn vor seiner Abreise präludiert hatte. Knies meinte, der Hinweis, daß das Volksvermögen nicht nach den Leistungen der Gegenwart verteilt werden könne, da es nicht eine Schöpfung der Gegenwart sei und die Tugend nicht schon auf Erden ihren vollen Lohn finde, werde den Arbeiter nicht zufriedener machen, der Anteil an dem gestern erzielten Gewinne verlange und mit seinem Lieblingsdichter Heine den Himmel den Engeln und den Spatzen überlasse.

Ihm ganz freundlich gesinnte Kollegen fanden den Standpunkt hartherzig, daß die Arbeiter sich auch forthin plagen sollten, um Religion zu schwitzen, und die Verweisung auf Fritz Reuter, diesen wahren Volksfreund, grausam, wo es sich um hungernde Menschen

handle, die zum Romanlesen keine Zeit hätten. Treitschkes Behauptung, die Einführung der Sklaverei sei „eine rettende That der Kultur gewesen, die auf Jahrtausende mindestens ebenso sittigend eingewirkt habe wie die des Christentums auf eine spätere Epoche,“ schien uns eine Vergleichung von Größen, die sich nicht vergleichen lassen, und wenn die N a t u r alle ihre höheren Geschöpfe ungleich bildete, so kann von einer Einführung der Sklaverei als rettender g e s c h i c h t l i c h e r That überhaupt nicht gesprochen werden; sie ist dann vorgeschichtlich wie das Verhältnis von Herr und Hund, von Hirt und Herde. Neu war das stärkere Anschlagen der religiösen Accorde, das mit diesem Aufsatze die sonst bei ihm herkömmlichen Ausfälle auf die höchst üble Klasse der Theologen zu verdrängen beginnt. Das Bekenntnis der Sozialdemokratie fand er in dem klassischen Worte des „Volksstaats“: „Entweder es giebt einen Gott, dann sind wir freilich geleimt; oder es giebt keinen, dann können wir an dem Bestehenden ändern so viel uns beliebt.“ Daß er solchen Reden gegenüber seine positive religiöse Gesinnung mehr betonte, war nur in der Ordnung; dazwischen freilich kommt doch noch immer die alte Gewohnheit, die Theologen zu hänseln, zum Vorschein. Wenn Schmoller die wirtschaftliche Klassenbildung aus einem ursprünglichen Unrecht, der Gewaltthat des Stärkeren, ableitet, das als tragische Schuld forterbt, so spottet er über diese Lehre vom „sozialen Apfelbiß und Sündenfall“, die um nichts fruchtbarer sei

als die theologische Erbsündenlehre. Aber die Lehre von der Erbsünde ist die fruchtbare Voraussetzung des gesamten Christentums, unter dessen Vorkämpfer er doch in Berlin gerechnet werden wollte. Wenn Schmoller in seiner Erwiderung sich beschwerte, daß er seinen Standpunkt völlig falsch darstelle, so war das begreiflich. Auch Ribbeck und ich fragten uns nach der Lektüre, was denn nun eigentlich Schmollers Ansicht sei, da Treitschkes Polemik so generell gehalten war, daß man nicht wußte, was sich auf Schmoller beziehe und was auf die ganze Richtung? Dennoch war der Verdacht, daß Treitschke sich zum Vorkämpfer der Klasseninteressen mache, bei jedem ausgeschlossen, der sein warmes und menschenfreundliches Herz kannte. Er protestierte nur gegen so mißverständliche Ausdrücke, wie „die Enterbten", „das Übermaß des wirtschaftlichen Unrechts, das notwendig einen Dammbruch herbeiführen müsse", Wendungen, in denen die National-Sozialen, wie wir heute sagen würden, sich gefielen, die aber notwendig den Demagogen Vorspann leisteten, weil sie die Arbeiter aufregten und in ihnen Hoffnungen weckten, deren Erfüllung durch die Natur der Dinge ausgeschlossen ist. Wenn er also auch nachdrücklich darauf aufmerksam machte, daß nur falsche Propheten und Volksverführer den Arbeitern vorspiegeln könnten, daß irgend eine Gesellschaftsordnung die Ungleichheit der menschlichen Lose aufheben könne, so sprach er doch gleichzeitig in einem Briefe an Sybel die Hoffnung aus: „Auch wir werden

unsere Zehnstundenbill, unsere Fabrikinspektoren und vieles andere, was der Manchesterlehre widerspricht, noch erhalten", und in diesem Sinne hat der warmherzige Freund des Volkes auch im Reichstag gehandelt. Gleiches Recht für alle und pflichtmäßige Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen und Arbeitsunfähigen war auch seine Losung; der Gegensatz zwischen ihm und Schmoller war also gar nicht so groß, als man nach den starken Worten meinen konnte, die damals gewechselt wurden. Wie so viele große akademische Kanonaden erwies sich auch diese schließlich als eine lärmende Rekognoszierung, nicht als Entscheidungsschlacht. Immerhin waren die Diskussionen über die sozialen Fragen zwischen ihm und Knies die interessantesten, die der runde Tisch erlebte und wir bedauerten nur, daß es die letzten waren.

7.

Sofort nach dem Kriege hatte das preußische Abgeordnetenhaus beträchtliche Mittel bewilligt, um die Universität Berlin wieder auf die Höhe ihrer Bestimmung zu bringen und der erste, der 1871 einen Ruf dahin erhielt, war Helmholtz, der 1872 Zeller und 1874 Treitschke nachzog. Von seiten der badischen Regierung geschah alles, um Treitschke zu halten. Die Freunde bestürmten ihn zu bleiben. Hätte er doch unsern Bitten Gehör geschenkt! Die deutsche

Geschichte wäre dann längst vollendet, er selbst wäre vermutlich noch unter uns und all das Schwere, das die zehrende Großstadtluft über sein Haus gebracht hat, hätte den Weg in die kleine, im Grün verborgene Hütte über dem Neckar niemals gefunden! Wir stellten ihm vor, es sei doch auch eine schöne Aufgabe, in Süddeutschland ein Prophet der nationalen Sache zu sein. Er solle einen Wirkungskreis wie den, den er gefunden, nicht so leichthin preisgeben. In Berlin, schrieb ich ihm auf seinen Block, glaube kein Mensch, daß Preußen so groß sei, wie er predige, dort komme er in den Kladderadatsch. „So spreche ich nicht", erwiderte er geärgert. Dann aber setzte er auseinander, für seine deutsche Geschichte müsse er doch das halbe Jahr im Berliner Archiv sitzen, da sei es besser, er wohne gleich ganz dort. Gerade aber, weil in der Reichshauptstadt immer mehr der öde Freisinn regiere, darum wolle er hin, um den Kampf aufzunehmen. In diesem Sinne schrieb er auch an Jolly: „Unsere Hauptstadt soll nicht zu einem andern New York werden; wer etwas beitragen kann, dies Unglück von uns abzuwenden, darf sich nicht ohne dringenden Grund versagen ... Wer so fest wie ich an Preußen hängt, darf nicht ohne triftige Gründe nein sagen, wenn man mich zu brauchen glaubt." Ähnlich sprach er sich Ranke gegenüber aus, der ihn durch Zusendung seiner „Genesis des preußischen Staates" schon jetzt, zu Treitschkes großem Stolz, als Kollegen begrüßte. „Hier in Heidelberg," schrieb er dem Alt-

meister, „galt es eine durchschnittlich unwissende, aber auch unbefangene Jugend einfach zu belehren; dort ist die Aufgabe, dem Übermute der radikalen Kritik die positiven Mächte der historischen Welt entgegenzuhalten. Ich fühle lebhaft, welche schwierige Stellung einem Manne meiner Gesinnung durch die heute in der Hauptstadt vorherrschenden radikalen Meinungen bereitet wird.“ Daß er eine so nachhaltige Wirkung auf die Jugend wie in Heidelberg in Berlin nicht zu erwarten habe, weil Theater, Konzerte und Großstadtleben das Interesse an den Vorlesungen beeinträchtigen und die Studenten zerstreuen, gab er uns zu, aber er berief sich darauf, so gut wie in Leipzig werde er auch in Berlin die Probe bestehen. Nur eine Frage drückte sein weiches Gemüt. „Man bringt die Kinder um den besten Teil ihrer Jugend, wenn man sie in eine Großstadt schleppt, um sie als Berliner Mauerratten zu erziehen.“ Allerdings meldete er dann an Freytag: „Mein Sohn zieht den Tiergarten dem Schwarzwalde entschieden vor; Wald ist Wald und den Kaiser und den alten Wrangel sieht man doch nur in Berlin.“ Verhandelt wurde im ersten Stadium noch über die Abgrenzung seiner Thätigkeit von der Droysens, da er, wie er mir sagte, dem alten Herrn „keine rohe Konkurrenz“ machen wolle. Mit Droysens Tod erledigte sich diese Sorge aber von selbst. Mir ging Treitschkes Verlust sehr nahe und als die Thatsache unabänderlich geworden war, kamen mir in einer schlaflosen Nacht die Verse:

Du gehst, wir konnten dich nicht halten,
Du geheſt, weil du gehen mußt.
Wir laſſen deine Sterne walten
Und bieten Schweigen unſrer Bruſt.

Das andere habe ich vergeſſen, es wird wohl nicht behaltenswert geweſen ſein. Da man nicht gern unter die Dichter des Tageblattes gezählt wird, zeichnete ich ſie nur N. N. Allein bei ſeiner Abſchiedsrede im Muſeum blickte er mich voll und freundlich an und ſagte: „Ich gehe, weil ich gehen muß". Da wußte ich, daß mir die Anonymität nicht viel geholfen hatte. Die Kollegen waren trotz der vorangegangenen akademiſchen Gefechte zahlreich, wenn auch keineswegs vollzählig erſchienen. Seine Ehrlichkeit und Selbſtloſigkeit erkannten doch alle an, gerade weil er offen und ſehr grob geweſen war, denn ungewöhnlicher Grobheit — der Münchener Siegel beweiſt es — verſagt der Deutſche niemals ſeine Anerkennung. Es hieß jetzt: „Wär ich beſonnen, hieß ich nicht der Treitſchke". Auch Windſcheid, als Prorektor, hob hervor, daß Treitſchke gern dabei ſei, wo ſcharfe Hiebe fallen und daß er einem edeln Schlachtroſſe gleiche, das nicht zu halten iſt, wenn es die Fanfare blaſen hört. So würden wir wohl auch ferner von ſeinen Thaten vernehmen. Der große Rechtslehrer war eine viel zu feine und geiſtvolle Perſönlichkeit, um Treitſchke ebenſo zu unterſchätzen wie die „Majorität"; dem gereiften ruhigen Gelehrten aber war der junge Kollege noch immer etwas unvergorener Moſt und er verglich

ihn scherzend dem Percy Heißsporn, den, wenn er vor Tisch sich die Tinte von den Fingern wasche, die Gattin frage: „Mein Herzens-Heinrich, wie viele hast du heute umgebracht?" Mir sagte Treitschke bei dem letzten Zusammensein in seiner gewohnten gutmütigen Weise, es seien eben zu viel bedeutende Menschen in dem engen Nest und da könnten die Zusammenstöße nicht ausbleiben. In Weimar sei es ja ebenso gewesen, wie die Briefe von Karoline Herder und Karoline Schlegel bewiesen. Als er dann in der deutschen Geschichte die Kämpfe von Voß mit Creuzer „auf dem heißen Boden Heidelbergs" so lustig beschrieb, erkannten wir dankbar, daß ihm die Erinnerung an die Ökonomiekommission, an Majorität und Minorität, noch immer im treuen Busen lebe. Zu viele akademische Größen mochten es damals sein, er aber war uns nie zu viel gewesen, und wir erfuhren, daß man die Bedeutung solcher Männer erst im vollen Umfang erkennt an der Lücke, die sie hinterlassen. Es war alles wie entzaubert, das Sprechzimmer langweilig, der runde Tisch im Museum nur halb besetzt, und wie Gustav Freytag bei seiner Abschiedsrede im Kitzing, konnten auch wir sagen: „Mit ihm verschwindet ein gut Stück Poesie aus unserem Freundeskreise, welche uns erwärmte und hob. Unser Kreis gleicht jetzt ohne sein Verschulden dem trotzigen Kriegsfürsten aus arger Zeit, dem einer seiner Generale nach dem andern abfiel. Der aber jetzt von uns geht, ist Max Piccolomini."

Zum Glück war der Vermißte für Heidelberg doch nicht ganz verloren. Da er seine Familie jährlich zu den Schwiegereltern in Freiburg geleitete, sahen wir ihn meist im Herbste auf Tage oder Stunden wieder, entweder am gewohnten runden Tische oder im eigenen Haus. Diese Gelegenheit verdoppelte sich aus traurigem Anlasse, seit er seiner Augen wegen, die er von dem Heidelberger Ophthalmologen Leber behandeln ließ, auch im Frühjahr sich einfand und in meiner Nähe, im „Prinzen Karl“ und im „Weinberg“ leicht zu finden war, dankbar, wenn man ihn eine Stunde von seinem Kummer abzog. So blieben wir mit ihm in Fühlung und gerade ihn mußte man nicht nur lesen, sondern auch hören, um ihn ganz zu verstehen. Als er im Herbste 1874 zum erstenmale erschien, war er des Lobes voll, wie sachlich und rasch in Berlin die Fakultätsgeschäfte abgethan würden. Da man die Frauen der Kollegen in Berlin gar nicht besuche, sei die Bildung von solchen befestigten Gesellschaftslagern wie in Heidelberg völlig ausgeschlossen. Er stehe mit seinen früheren Heidelberger Gegnern Zeller und Wattenbach dort auf dem besten Fuße. Zudem sei es sehr heilsam, in einer Millionenstadt täglich daran erinnert zu werden, daß die paar Leute, mit denen man verkehre, nicht die Welt seien. Jeder von ihnen könne von einer Spreebrücke fallen und der Strom des Lebens rausche weiter, als sei nichts geschehen. Wenn man sich täglich so durch Tausende nach seinem Geschäft durchhaste, gehe einem erst der rechte Maßstab für

die eigene Entbehrlichkeit auf. Etwas unhöflicher hatte er das freilich schon in seinem Aufsatz über den Sozialismus gesagt, in dem wir das Geständnis, daß ein starker Mann sich immer gestählt und gehoben fühle, „wenn er dem Zwange, dem Klatsch und der Beobachtung eines kleinen Ortes entfliehe“, wohl oder übel auf uns beziehen mußten. Schrieb er doch auch an Freytag: „Ich freue mich der großstädtischen Freiheit; in den Heidelberger Zank und Klatsch möchte ich nicht wieder zurück.“ Immerhin redete er von uns als von „seinem schönen Heidelberg“, während ihm Leipzig „die wasserköpfige Universität“ blieb, womit er natürlich nicht die Professoren, sondern das Mißverhältnis zwischen der großen Hochschule und dem kleinen Lande meinte. So war er denn ein stolzer Berliner geworden, aber auf die Dauer fühlte er doch, wie das großstädtische Treiben an den Nerven zehrt. Er klagte über „die Hetzerei, die man in Berlin Leben nennt“, und die vor allem die Gesundheit seiner Gattin untergrub. Selbst die Korrespondenz mit Freytag schlief ein, da Berlin es ihm unmöglich mache, menschliche Beziehungen so aufrecht zu erhalten wie er wollte und sollte. Diese Klage begreift sich, da die Vorlesungen, die Reichstagssitzungen und die Redaktion der „Preußischen Jahrbücher“ ihn nebeneinander in Anspruch nahmen. Eine ganz neue Erfahrung für ihn und für uns waren die zeitweiligen „Mitteilungen aus den Kollegien des Herrn von Treitschke“, die gewisse Berliner Zeitungen, namentlich das „Tageblatt“, ab

und zu brachten. Treitschke sah sich schließlich zu der Erklärung genötigt, daß dieselben durchaus nicht aus studentischen Kreisen stammten. Da die großen Bankgeschäfte schon um 6 Uhr schlössen, habe er das zweifelhafte Vergnügen, in seinem Abendkolleg allerlei jüngere Kaufleute christlichen und mosaischen Bekenntnisses vor sich zu sehen, die im Nebenamt Reporter jener Blätter seien. Für seine Vorlesungen sei er seinen Zuhörern und seiner vorgesetzten Behörde Rechenschaft schuldig, Anzapfungen in der Presse werde er wie bisher Schweigen entgegensetzen, woraus man aber nicht schließen möge, daß er den Inhalt jener Mitteilungen als richtig anerkenne. Aber auch freundlich gemeinte Mitteilungen kamen zum Vorschein. Namentlich nach seinem Tode haben frühere Zuhörer manche schätzbare Nachricht über Treitschkes Vorlesungen in Berlin gegeben. So teilte Felix Krüger in der allgemeinen Zeitung mit, wie scharf Treitschke im Kolleg betonte, daß die Männer die Geschichte machten, im Gegensatze zu dem Standpunkte Lamprechts, der den Satz vertrat, daß die Geschichte eines Volkes nicht die Geschichte seiner großen Männer sei, sondern daß Zustände sich aus Zuständen entwickeln. So war ihm, nach Krüger, die Hauptsache an der Reformation die Eigenart der Reformatoren: „Ulrich von Hutten, der volksbeliebte Junker, dessen Muse der Zorn war, oder der rationalistische Republikaner Zwingli, oder der aristokratisch angelegte Calvin mit seinem harten freudlosen Fanatismus, und auf der anderen Seite

Kaiser Karl, der zugeknöpfte Spanier von unbezähmbarem Ehrgeiz, schonungslos und im Innersten irreligiös, daneben sein philisterhafter Bruder Ferdinand, oder Moritz von Sachsen, diese geschwinde meißnische Katze, zugleich aber das einzige politische Talent unter den deutschen Fürsten jener Zeit." Natürlich machten diese kräftig gezeichneten Skizzen auf die Jugend Eindruck. „Trat einmal eine komische Wirkung hervor und äußerte sich das gar zu laut und anhaltend in studentischer Weise, dann fuhr wohl das glänzende dunkle Auge des Redners unwillig über das Auditorium hin, zum Zeichen, daß es ihm bitterer Ernst sei, auch wo er satirische Peitschenhiebe austeilte." Auch in dem Kolleg über Politik überraschte er die Zuhörer mit Urteilen, die keiner von ihnen im Gymnasium gehört hatte. Er wies sie darauf hin, daß nicht die logischen Kräfte die Geschichte machen, sondern die Leidenschaften; Gemüt wirkt mehr als Verstand. Er wahrte der Entwicklung der Persönlichkeiten ihr Recht. „Nur ein Flachkopf kann immer dasselbe sagen." Er verhöhnte die moralisierende Geschichtsbetrachtung, „die Sonntagnachmittagsprediger in der Politik." „Das Leben ist zu hart für philantropische Phrasen, aber der ist kein rechter Realist, der die Wirklichkeit der sittlichen Kräfte verkennt." Daß diese Vorlesungen ein Stahlbad für den inneren Menschen waren, das haben alle seine Hörer erfahren. Einer ähnlichen Mitteilung eines Zuhörers verdanken wir die Schilderung des Eindrucks, den das erste Attentat gegen den Kaiser

am 11. Mai 1878 auf Treitschke machte. Sie besagt dem am meisten, der weiß, wie Treitschke niemals posierte, im Gegentheil alles theatralische Wesen haßte: „Die Nachricht von der That des elenden Hödel war unmittelbar vor Treitschkes Kolleg bekannt geworden. Im Auditorium war es still wie in einer Kirche; alle sahen düster vor sich hin, als lastete ein Druck auf ihren Seelen. Endlich trat Treitschke ein. Kein Lärm erhob sich, wie das sonst bei der Begrüßung zu sein pflegte. Er stand lange wortlos da und sah uns an, als wollte er sagen: Ich sehe, ihr fühlt die Kränkung, die Schande, die entsetzliche Schmach, die man uns angethan hat. Dann wollte er sprechen; man merkte, wie es in ihm wogte und arbeitete. Aber die Empfindungen schienen so gewaltsam hervorzubrechen, daß er die Lippen zusammenbiß und krampfhaft schluckte, als wollte er alles in seinem Innern niederkämpfen. Dann griff er hastig nach seinem Taschentuch und drückte es, von innerer Erregung überwältigt, gegen die Augen. Ich glaube, es gab keinen einzigen unter den Zuhörern, dessen Herz nicht bei diesem stummen Vorgange bis ins Innerste erbebt wäre. Dann fand er Worte und sagte, er könne über die ruchlose That nicht sprechen, es schnüre ihm die Kehle zusammen, er wolle in der Geschichte der Befreiungskriege fortfahren. Er warf noch einmal einen Blick zurück auf die Vorgeschichte und sprach davon, daß nichts die Seelen junger, ideal angelegter Menschen mehr läutere und kräftige als die Feuerprobe eines

tiefen patriotischen Schmerzes. Er sprach von der Schlacht bei Leipzig und schilderte den gewaltigen Kampf mit einer Anschaulichkeit, einem Bilderreichtum und einem Feuer, daß alle fortgerissen seinen Worten lauschten. Und als er in seiner zündenden Weise die Episode vortrug, wie die ostpreußische Landwehr, allen voran, das Grimmasche Thor in Leipzig erstürmte und die Franzosen aus der alten deutschen Stadt hinauswarf, da war mit einem Male alle Beklommenheit dahingeschwunden. Ein Gefühl innerer Befreiung und Erhebung bemächtigte sich wieder aller Herzen, und das ganze Auditorium brach in eine laute Huldigung für den Mann aus, der, auch trotz der letzten bitteren Erfahrung, nicht müde wurde, in uns die Begeisterung für unser Volk und unsere Geschichte wachzuhalten."
Die Berliner Blätter beschäftigten sich so viel mit Treitschke, daß wir auch in Heidelberg immer über seine Thätigkeit unterrichtet waren. Namentlich solange er öfter im Reichstage sprach und sich noch regelmäßig zu den schwebenden Fragen in den „Preußischen Jahrbüchern" vernehmen ließ, hörte die geistige Gemeinschaft nicht auf. Zuweilen freilich beurteilte man aus der Ferne seinen Standpunkt falsch. Ich glaubte nach seinen Äußerungen in den Jahrbüchern, er müsse über unsere afrikanischen Erwerbungen sehr erfreut sein, als ich ihn aber darauf anredete, sagte er: „Kamerun? Was thun wir mit dieser Streusandbüchse? Wir nehmen Holland, dann haben wir Kolonien." Diesen Standpunkt in

der Presse geltend zu machen, hat er glücklicherweise unterlassen.

Unter den lästigen Pflichten, die die Redaktion der Jahrbücher mit sich brachte, war aber gerade diese die mißlichste, daß er sich auch zu solchen Tagesfragen aussprechen mußte, über die sich auszuschweigen viel bequemer ist. Dahin gehörte vor allem die Judenfrage, die in Berlin so sehr zur brennenden geworden war, daß er sie berühren mußte, so peinlich ihm das, geschätzten Kollegen wie Goldschmidt, Breßlau und Frenzdorf, und der Erinnerung an seinen Jugendfreund Oppenheim gegenüber, war. Angesichts der ungeheuren Agitation, die man gegen ihn, nach seinem ersten Artikel vom November 1879 organisierte und die zum Schaden der Sache nur Öl ins Feuer goß, ist daran zu erinnern, daß er ausdrücklich den Satz voranstellte: „Von einer Zurücknahme oder auch nur einer Schmälerung der vollzogenen Emanzipation der Juden kann unter Verständigen gar nicht die Rede sein; sie wäre ein offenbares Unrecht.“ Die Forderung, auf die er schließlich herauskommt, nicht auf ihre Religion, wohl aber auf eine nationale Sonderstellung innerhalb des deutschen Volkes sollten die Juden verzichten und volle Deutsche, ohne allen Vorbehalt, werden, mag man nichtssagend und vag nennen, aber eine Kränkung enthält sie nicht. Um so ruhiger hätten die Klagen erörtert werden können, die Treitschke zur Sprache brachte, statt daß die Presse, wie er sich ausdrückt,

ein umgekehrtes Hepp Hepp-Geschrei gegen ihn erhob. Auch diejenigen, die finden, daß Treitschkes Auftreten in dieser Sache mehr geschadet als genützt hat, werden ihm doch mildernde Umstände bewilligen müssen, ganz abgesehen davon, daß nach den langen Reibungen mit den jüdischen Reportern eine schließliche elektrische Entladung bei seinem Temperamente unvermeidlich geworden war. Seine publizistische Thätigkeit setzte ihn weniger mit den guten Eigenschaften der Israeliten in Fühlung als mit den Juden der Presse, unter denen die Berlinischen nicht eben die bescheidensten sind und die mit ihrer Art von Preßthätigkeit mit seinen Lebensidealen in grellem Widerspruch standen. Er gewahrte, was keinem aufmerksamen Leser unserer Presse entgehen kann, daß alle litterarischen Erscheinungen gepriesen oder heruntergerissen werden, je nachdem der Verfasser im Geruche steht, Philosemit oder Antisemit zu sein. „Und," ruft er aus, „wie fest hängt dieser Litteratenschwarm unter sich zusammen, wie sicher arbeitet die auf den erprobten Geschäftsgrundsatz der Gegenseitigkeit begründete Unsterblichkeits-Versicherungsanstalt, also daß jeder jüdische Poetaster jenen Eintagsruhm, welchen die Zeitungen spenden, blank und bar, ohne Verzugszinsen ausbezahlt erhält." Gegenüber der verwerflichen Hetze jener Jahre hat die Elliot in ihrem letzten Romane, Daniel Deronda, den Vorwurf erhoben, Deutschland verfolge die Juden, während es doch seine ganze Stellung in der Litteratur seit dreißig

Jahren mit jüdischem Gehirne bestreite. Treitschke dagegen warf der Judenpresse vor, daß sie versuche, „die Marktschreierei der Geschäftswelt in die Litteratur, das Kauderwelsch der Börse in das Heiligtum unserer Sprache einzuführen.“ Er stellte die Gegenfrage, was jenes jüdische Gehirn in den Gebieten der Journalistik und der Unterhaltungslitteratur, wo sie herrscht, aus der deutschen Sprache gemacht habe? Von den Poeten, die Deutschlands Stellung in der Litteratur zur Zeit bestritten und die bleiben werden, konnte sich George Elliot füglich auf Gutzkow, Freiligrath, Freytag, Geibel, Mörike, Bodenstedt, Claus Groot, Fritz Reuter, Storm, Fontane, Roquette, Scheffel, Baumbach, Rosegger, Anzengruber, Ganghofer, Jenssen, Lingg, Raabe, Putlitz, Strachwitz, Stieler, Wolff und viele andere besinnen. Ein „jüdisches Gehirn“ ist darunter nicht und von den Namen, die die jüdische Presse bei ihrem Auftauchen überlaut pries, sind heute schon die meisten wieder in der Flut der Journalistik untergetaucht und längst vergessen. Ein anderes Bedenken Treitschkes bezog sich auf die Entwicklung unseres Schulwesens unter den völlig veränderten konfessionellen Frequenzverhältnissen der Gymnasien. Nichts ist ihm so verdacht worden wie der Satz seines ersten Aufsatzes: „Über unsere Ostgrenze dringt Jahr für Jahr aus der unerschöpflichen polnischen Wiege eine Schar strebsamer hosenverkaufender Jünglinge herein, deren Kinder und Kindeskinder dereinst Deutschlands Börsen und Zeitungen

beherrschen sollen; die Einwanderung wächst zusehends, und immer ernster wird die Frage, wie wir dies fremde Volkstum mit dem unsern verschmelzen können?" „Welches Verbrechen," sagte mir eine Jüdin, „daß diese Juden ihren Kindern eine gute Erziehung geben." Die Übertreibungen Treitschkes auch in dieser Sache kann man ja immerhin bedauern, aber damit ist die Schwierigkeit nicht beseitigt, die darin liegt, daß die christliche Weltanschauung auf den Gymnasien schwinden muß, wenn, wie in Berlin, die Hälfte der Schüler in den Oberklassen jüdisch ist. Auch das ist nicht leicht zu nehmen, daß die Zeitungsleser, bei der Hegemonie des Judentums in der Journalistik, alle Weltereignisse nur so erfahren, wie sie sich unter dem Gesichtspunkte des jüdischen Vorteils darstellen. Wir konnten bei Gelegenheit der Kolonialpolitik, der Finanzreform und der Verhandlungen über das Tabaksmonopol ein Liedlein davon singen. Auch über den Einfluß einer Geschäftswelt, die nicht mit produktiver Arbeit, sondern durch Umtausch von Wertpapieren und Differenzgeschäfte an der Börse kolossale Reichtümer aufhäuft, redete er scharfe Worte, und hier wenigstens hat die von ihm geförderte Bewegung praktische Folgen in der Gesetzgebung gezeitigt. Ich meinerseits hatte an dem Konflikte, in den er mit einer so einflußreichen litterärischen Großmacht geraten war, wenig Freude und ich sagte ihm offen, für mich handle es sich nicht um die Frage, ob es ein Glück sei, daß wir die Juden haben, das möchten Mommsen und Stöcker miteinander

ausmachen, mir sei die Frage, was unsere Pflicht sei, da wir sie haben? Jenes praktische Verfahren, das die Russen beliebten, wollte er ja selbst nicht angewendet wissen, also was thun? Er lachte über die Meinung einer seiner Bekannten, das Mittelalter habe seinen Beruf verfehlt, da es nach damaligen Grundsätzen die Frage ohne Gewissensbelastung hätte zu Ende bringen können. Auch sein Lehrer Dahlmann, sagte er, habe im Kolleg bedauert, daß die staatskluge Maßregel jenes ägyptischen Pharao nicht besser durchgeführt worden sei. Aber fragte man ihn dann ernstlich, was nun nach seiner Meinung geschehen sollte, so war er ebenso ratlos wie andere Leute. Vornehme Zurückhaltung war sein einziges Rezept, und selbst da gab er zu, daß diese, wie heute die Dinge liegen, gar nicht mehr durchführbar sei, wie er ja selbst zu Gunsten seiner jüdischen Freunde Ausnahmen machte. Hatte er aber zur Lösung dieser eminent praktischen Frage kein Rezept, ja nicht einmal einen greifbaren Vorschlag, so war es für einen praktischen Politiker offenbar ein Fehler, sich auf Leben und Tod mit dieser Großmacht Berlins zu verfeinden. Er verlor für seinen eigentlichen Lebenszweck wertvolle, auch christliche Mitkämpfer und machte durch den höhnenden Ton seiner Artikel namentlich die Frauenwelt an sich irre. Tief und dauernd schmerzte ihn die öffentliche Erklärung der Freunde Mommsens, die ihm den Vorwurf machte, daß er das große Erbe Lessings, die Toleranz, preisgebe und die Jugend gegen die Juden

aufwiegle. Der letztere Vorwurf beruhte auf den unwahren Ausstreuungen einiger christlich-germanischen Jünglinge, die ihn gleich jetzt über die Gepflogenheiten seiner neusten Jüngerschar hätte aufklären können. Ein durchreisender Leipziger Student fand sich bei ihm ein, um seinen Rat einzuholen, ob er und seine Freunde die Förstersche Antisemitenpetition unterzeichnen sollten? Treitschke erklärte, er sei mit dem Inhalt dieser Petition nicht einverstanden, finde aber auch das Hereinreden der Studenten in gesetzgeberische Fragen ungehörig; wollten sie durchaus eine Kundgebung machen, so müßten sie ihr eine andere angemessenere Form geben und darauf halten, daß der akademische Friede ungestört bleibe. „Nach dieser Unterredung," so erzählt Treitschke selbst, „hörte ich wochenlang nichts mehr von der Sache, bis ich plötzlich zu meinem äußersten Erstaunen, infolge einer Zeitungsnotiz von einem Leipziger Studentenzirkular erfuhr" (in dem ein Satz seine Zustimmung zu der beabsichtigten Aktion der antisemitischen Studenten behauptete). „Ich schrieb sogleich an jenen Studenten, erinnerte ihn an den wirklichen Inhalt unseres Gesprächs und verlangte, daß jene Stelle sofort gestrichen würde. Er antwortete mir sehr reumütig, bat mich um Verzeihung, beteuerte, er habe sich während der Unterredung in großer Aufregung befunden und mich daher gänzlich mißverstanden; er versprach sodann jene Stelle sogleich streichen zu lassen, was in der That geschehen ist." Die lügenhafte Berufung auf Treitschke warf aber so

viel Staub auf, daß Treitschke einem Mitgliede des engeren Senats eine schriftliche Darstellung zu weiterer Mitteilung an den Rektor einsendete und als Mommsen in einem Flugblatt den Vorwurf wiederholte, Treitschke sei der moralische Urheber der Leipziger Studentenpetition gegen die Juden, sah dieser sich sogar zu einer öffentlichen Erklärung genötigt, die feststellte, wie sich der ganze Vorgang abgespielt habe. So hatte die Frage sofort eine akademische Parteiung nach sich gezogen von noch schärferer Feindseligkeit als alle früheren, da es sich hier um die Juden handelte. Mit allernächsten Freunden war Treitschke durch diesen Streit auseinander gekommen und hatte nun wieder den Eindruck, gemieden und verfemt zu sein. Trotzdem erkannte er mir gegenüber mit allem Respekte an, daß Mommsen die Versuche einiger jüngeren jüdischen Kollegen, dessen Judenfreundlichkeit für sich zu fruktifizieren, schroff zurückgewiesen habe. „Da kam eben der große Gelehrte doch wieder zum Vorschein." Mommsen war nicht so versöhnlich. Er warf Treitschke vor, daß er in seinem Litteraturberichte Heine aus Judenhaß nicht nach Gebühr gewürdigt habe. „Wo der Genius vor uns steht, sollen wir niederfallen und anbeten," sagte er mir, „und daß Treitschke das nicht kann, ist sein Gericht." Ob das Niederfallen und Anbeten gerade Mommsens Force ist, war mir freilich etwas zweifelhaft, im Gegenteil erschien es mir von Treitschke anerkennenswert, wie er, trotz seiner persönlichen Aversion, Heine als eine

echte Stimme der Romantik anerkannte, im Gegensatz zu Victor Hehn, der den Ton Goethescher Lyrik in Heines Liedern einfach aus dem Talent der Juden zum Nachpfeifen erklärte. Auch in diesen Fragen war Treitschkes Urteil nach dem langen und bittern Streit von einer wehmütigen Milde, die ich, nach der scharfen Attaque, die er in den Jahrbüchern geritten hatte, am wenigsten erwartete. Wenn er auch überzeugt war, er habe nur seine Pflicht erfüllt, so empfand er es doch schmerzlich, daß die große Schar seiner Freunde nun plötzlich auf das kleine Häuflein Antisemiten zusammengeschmolzen sein solle, dessen Verehrung er auch noch mit Rektor Ahlwardt teilen mußte. Er war eine liebebedürftige Natur.

Du nahst der Welt mit einer Welt voll Liebe:
Dein Zauber ist das mutig freie Herz —
Wär's möglich, daß sie dir verschlossen bliebe?

hatte er in seiner Jugend geschrieben, als die Taubheit ihn überfiel. Ähnlich empfand er jetzt bei der Abkehr so vieler, die für sein Wort taub geworden waren. Die Mißstimmung gegen ihn hielt ja nicht vor, aber die Konsequenzen dieses Streites gingen noch tiefer als sich anfänglich übersehen ließ. Die Judenartikel bilden einen Wendepunkt in Treitschkes politischer Stellung, in seiner publizistischen Beschäftigung und selbst auf sein privates Behagen waren sie nicht ohne Einfluß. Als diese Folgen so prompt eintrafen, erinnerte Erdmannsdörffer mich an ein Wort von Berthold Auerbach, der von einem andern Antisemiten

geweissagt hatte: „Er wird ein schlechtes Ende nehmen wie alle Hamans.“ Nicht nur mit den Juden, sondern auch mit den Liberalen beider Lager war Treitschke durch die sogenannte Mommsensche Erklärung in ein bitteres Mißverhältnis geraten. Dafür scharte sich die konservative Partei um so begeisterter um ihn und bald genug sahen wir ihn selbst in den Reihen der Partei, die er sein ganzes Leben lang bekämpft hatte. Vordem lautete seine Meinung: „Die christliche Liebe lebt unter den vielgescholtenen Ungläubigen häufiger als unter den Geistlichen . . .“ „Mehr und mehr wird sich herausstellen, daß geschlossene Kirchen den geistigen Bedürfnissen reifer Völker nicht genügen.“ Jetzt lag es in seiner Stellung, seinen Kampf gegen das Judentum auch als Kampf für seine Kirche zu nehmen. „Mommsen,“ schreibt er, „geht mit einigen gleichgültigen Worten über den religiösen Gegensatz hinweg. Ich stehe anders zum positiven Christentum. Ich glaube, daß unser tief religiöses Volk durch die reifende Kultur zu einem reineren und kräftigeren kirchlichen Leben zurückgeführt werden wird und kann daher die Schmähungen der jüdischen Presse gegen das Christentum nicht mit Stillschweigen übergehen, sondern ich betrachte sie als Angriffe auf die Grundlagen unserer Gesittung, als Störungen des Landfriedens.“ Die nächste Folge dieser Wendung war, daß er im Widerspruch zu seinen früheren Äußerungen über die Simultanschulen nunmehr die Konfessionsschule für das Normale erkärte, während er noch 1872

den neuen Kultusminister aufgefordert hatte, nur ruhig jüdische Lehrer an jene Gymnasien zu senden, die Herr von Mühler für observanzmäßig konfessionell erklärt habe. Bald standen wir den litterarischen Manifesten unseres Freundes mit derselben Überraschung gegenüber wie die Veteranen Napoleons, die nach dem Konkordat sich wunderten, wie schön der kleine Korporal plötzlich predigen gelernt habe. Von diesem Streite datieren Treitschkes Beziehungen zu den orthodoxen Pastoren und diese wußten es bald dahin zu bringen, daß „der große Patriot“ auch in den von ihnen veranstalteten Versammlungen als Redner auftrat. Es ist bekannt, welche Kämpfe mit seinem Vater Treitschke in der Jugend über seine Freigeisterei zu bestehen hatte. Allzugroße Vorliebe für die Geistlichkeit war auch in Heidelberg keineswegs seine Schwäche gewesen, ja es gehörte Geduld dazu seine ewigen Ausfälle auf die Theologen zu ertragen. Bei der Taufe seiner zweiten Tochter hielt er einen reizenden Toast auf die Großmama. „Man redet von Schwiegermüttern — er könne von der seinen nur das Beste reden.“ Dann aber gab ihm der Umstand, daß mir gleichzeitig ein Sohn geboren war, den Anlaß, einen Toast auf diesen auszubringen. Er war freundlich gemeint, aber klang in den Wunsch aus: „Lassen Sie doch den Jungen nicht Pfaffe werden.“ In meiner Verlegenheit konnte ich nur erwidern, bis jetzt habe mein Junge noch gar kein anderes Talent gezeigt als das zum Predigen und zum Rühren weiblicher

Herzen. Ich müsse also auch diesen Beruf ihm vorbehalten. Die „Pfaffen“ — nie nannte er die Geistlichen anders — waren in seinen Augen eine sehr untergeordnete Klasse von Menschen und, wie er nun einmal war, stand ihm diese Geringschätzung natürlicher als die spätere Allianz. Auch war er in seiner Abneigung durchaus paritätisch. Zu seiner katholischen Frau sagte er: „Deine Pfaffen“ und zu mir: „Ihre Pfaffen.“ Dabei nannte er es stets ein großes Glück, daß Deutschland nicht völlig lutherisch geworden sei. „Wir wären eine schöne Bande geworden, wenn ihr allein uns erzogen hättet.“ Nach solchen Antecedenzien war es uns dann freilich überraschend, ihn in Berlin so bald auf einer Bank mit den Pastoren der Stadtmission zu finden. Der Streit wider die Juden bezeichnet diesen Wendepunkt in seinem Leben, ja er bereitete schließlich überhaupt seiner publizistischen Thätigkeit ein unfreiwilliges Ende. Derjenige, der von Anfang an Treitschkes konservativere Stimmung in Berlin für seine Zwecke nutzbar machte, war der Präsident des evangelischen Oberkirchenrats, sein Göttinger Lehrer und Heidelberger Kollege Herrmann. Er bestimmte ihn, in den „Preußischen Jahrbüchern“ gegen die Berliner liberalen Pastoren aufzutreten, die Herrmann durch ihre Angriffe auf das Apostolikum das Spiel verwirrt hatten. Da Treitschke sich noch immer persönlich einen Freidenker nannte, war sein Beruf zur Verteidigung des Apostolikums und zur Züchtigung der rationalistischen Pastoren doch

wirklich sehr zweifelhaft. Ich nahm in der „Allgemeinen Zeitung“ mich der Angegriffenen an, schrieb ihm aber zugleich, daß der Artikel gegen ihn von mir herrühre, was er mir nicht verübeln möge. Die Antwort war: „Schreiben Sie doch nicht in ein Blatt, in das nur die Hefe des deutschen Professorentums seinen Laich ablagert.“ Bald genug aber mußte er froh sein, selbst alldort seine Erklärungen abzulagern, da sie für die liberalen Zeitungen Berlins sich so wenig eigneten als für die „Kreuzzeitung“. Bei dem nächsten Wiedersehen erzählte er mir, man halte ihn seit seinem Judenstreite für viel reaktionärer als er sei. Minister von Puttkamer habe ihn eingeladen und ihm gesagt, er habe ihn bei Tisch neben Stöcker gesetzt und sei sehr verwundert gewesen, als er ihm erwiderte, dann bitte er, ihn zuerst vorzustellen, denn er kenne den Herrn nicht. Man halte es in Berlin bereits für selbstverständlich, daß alle Antisemiten untereinander Freunde und Brüder seien.

Auf meine Frage, was er selbst von Stöcker halte erwiderte er ausweichend: „Nun ja, eine ganz andersartige Bildung. So wie die Kreuzzeitung. Nein, diese Pastoren!“ Später nahm er übrigens den Hofprediger gegen die Berliner Presse in Schutz. Die Zeugengeschichte hätte jedem passieren können. Wer am selben Tage zwei bis drei Versammlungen halte, könne nicht jeden wiedererkennen, mit dem er gesprochen habe und wenn man die Redaktionstische liberaler Blätter bestehle, werde man auch „Scheiterhaufen-

briefe" genug finden. Es sei eben ein unvorsichtig geschriebener Waschzettel gewesen. Moralische Verdächtigung politischer Gegner war seiner ritterlichen Natur zuwider. Über die religiöse Frage selbst hatte ich an jenem Mittag eine lange und eingehende Auseinandersetzung mit ihm, aber ich konnte nicht den Eindruck gewinnen, daß er selbst anders zu den religiösen Fragen stehe, als vordem. Er war immer eine positive Natur gewesen und haßte es, wenn man den Eindruck des Großen durch irgendwelche Krittelei beeinträchtigte. Strauß war ihm darum immer unsympathisch. An der Bibel rühmte er, daß sie uns eine Reihe der herrlichsten Kriege und Kriegergestalten vorführe, und so die Jugend Mannhaftigkeit lehre. Daß der Unterricht in der Volksschule wesentlich Religionsunterricht sein müsse, stand ihm fest. Fest eingeprägte Bibelsprüche, meinte er, die in der Stunde der Versuchung dem jungen Menschen im Gedächtnis aufwachten, bildeten für den gemeinen Mann das moralische Rückgrat. Der Volksunterricht müsse dem Volke auch eine Weltanschauung mitteilen, diese könne aber nur die Kirchenlehre sein. Man habe nur die Wahl zwischen Christentum und Materialismus, alle Mittelsysteme hätten sich als pädagogisch unwirksam erwiesen. Aus diesen Gründen ergriff er für die positive Seite jetzt auch als Schriftsteller Partei, da mit dem Liberalismus im Volksleben nichts auszurichten sei, aber persönliche Kirchlichkeit hat er damals so wenig wie vorher affektiert. Daß der Kampf gegen

die Mächte des Umsturzes ihn mit immer tieferem Respekte vor den Kräften erfüllte, auf denen wir beruhen, bezweifle ich nicht, aber seine philosophischen Überzeugungen waren die gleichen geblieben. Verschärft hatte sich nur sein Urteil über die Radikalen. Nahezu spaßhaft war seine Entrüstung über die Berliner Presse. Ob wohl eine kommende Zeit den Blödsinn einer solchen Gesetzgebung begreifen werde, die jedem Judenjungen gestatte, alles ans Tageslicht zu zerren, was andere Menschen schmerze und kränke, aber selbst im Dunkel zu bleiben und zu singen: „Oh wie gut, daß niemand weiß, daß ich Rumpelstilchen heiß!" Dazu das Privilegium der Abgeordneten, straflos alle Abwesenden zu verleumden! Überhaupt war seine Abneigung gegen die Berliner sehr im Zunehmen. Er meinte, die unerträglichste Form der Dummheit, nämlich die, die meine alles zu verstehen, sei die in Berlin herkömmliche. Im Tone war ja noch alles, was er sagte, humoristisch, und doch vermißte ich die frühere Heiterkeit, mit der er dem Koboldschießen seiner eigenen Reden nachlachte. Liberal war er nicht mehr und auch seine Zeitschrift wurde je länger je mehr zu einem Winkelorgan der paar Freikonservativen. Endlich mußte er es erleben, daß die Jahrbücher, die ihm alles verdankten, sich im Jahre 1889 seiner entledigten, da der Verleger die liberale Zeitschrift nicht in reaktionäres Fahrwasser steuern wollte. Die beiden Redakteure vertrugen sich nicht und er pflegte die Chiffre seines Mitarbeiters H. D. nicht anders zu entziffern

als Hans Daps. Allein bald warf Hans Daps ihn über Bord und wenn er auch froh war, der Arbeiten enthoben zu sein, die sein Lebenswerk aufhielten, so hatte er doch nie gedacht, auf diese Weise von seinen Jahrbüchern zu scheiden. Zum Teil erlebte er es noch, wie dieselben nun zu „Polnisch-Dänischen Jahrbüchern" wurden, was seine Freude an der neuesten Ära natürlich nicht vermehrte. Treitschkes Auftreten gegen die Puttkamersche Orthographie hatte den Beifall der Heidelberger Freunde, namentlich des inzwischen wieder zu uns zurückgekehrten Herrmann. Auch versicherte Treitschke nachmals, Puttkamer sehe jetzt selbst das Verkehrte seines Vorgehens ein. Weniger einverstanden waren wir später mit seiner Erklärung gegen Goßlers Proskription der Fremdwörter, hatte doch Treitschke früher selbst über das Kauderwelsch geklagt, mit dem Börse und Wiener Kaffeehaus unsere Sprache verhunzten.

In Treitschkes eigener Schriftstellerei, zumal in dem vierten Bande der deutschen Geschichte vom Jahre 1889, machte sich, wie begreiflich, die seit dem Judenstreite gewechselte kirchenpolitische Stellung geltend. Aber in dem ganzen Werke voll der echtesten Begeisterung sind die Stellen, die den Führern des Pietismus, der Mission, dem Luthertum huldigen, die einzigen, die einen gezwungenen Eindruck machen. Am auffallendsten trat das in dem litteraturgeschichtlichen Abschnitte hervor, in dem er D. Fr. Strauß in so geringschätziger Weise abthat. Er hatte die einzelnen

Bücher von Strauß seiner Zeit gelesen, wie er alle bedeutenden Novitäten las. Als er seine Charakteristik dieses bedeutendsten Kritikers der Neuzeit in der deutschen Geschichte schrieb, lag ihm aber nichts vor als meine zweibändige Biographie von Strauß, aus der die Schlußworte seines Abschnittes fast wörtlich entlehnt sind. Im einzelnen aber stellte er meine Urteile einfach auf den Kopf. Hatte ich die tiefe Tragik dieses Lebens hervorgehoben, das mit dem ersten epochemachenden Werke sich seine ganze Zukunft verbaute und gezeigt, wie die Verbitterung auch Straußens Schaffensfreudigkeit lähmte, so formulierte er das so, Strauß zähle zu den unglückseligen Talenten, die sich in absteigender Linie entwickeln, als ob nicht am Ende dieser Linie Hutten, der alte und neue Glauben und das poetische Gedenkbuch lägen, die heute mehr gelesen werden als das Leben Jesu. Das Bild des Stifters und schwäbischen Magisters übertrieb er dahin, daß er Straußens Theologie „ein Kind der verhockten Stubengelahrtheit" nannte und den bekannten Hinweis auf einen Saal voll krebskranken Frauen, die man nicht mit Straußscher Theologie trösten könne, den Dubois Reumont gemacht hatte, wiederholte er in der Wendung, daß es Pflicht des Seelsorgers sei, die Mühseligen und Beladenen zu trösten, als ob Strauß das jemals geleugnet und die Absicht gehabt hätte, für krebskranke Frauen zu schreiben. Solche Argumente hätte er doch füglich seinen neuen geistlichen Freunden überlassen sollen.

Nach solchen Erfahrungen war ich 1892 sehr erfreut, daß er in Sachen der Zedlitzschen Schulgesetzvorlage keinen andern Standpunkt einnahm als den, den ich in der „Kölnischen Zeitung“ vertrat, wo ich auf Wunsch der Redaktion die badische Schulgesetzgebung mit der Zedlitzschen verglich, da der Urheber der letzteren im Abgeordnetenhaus einen starken Wechsel auf Baden gezogen hatte. Treitschke mußte jetzt in die ihm einst so unsympathische Arena der „Allgemeinen Zeitung“ herabsteigen, denn er hatte bereits nicht mehr, wohin er sein Haupt lege. In einer Linie mit dem alten Waffengefährten zu fechten, war mir eine besondere Freude, denn auch er warnte die Regierung, mit Hilfe der Konservativen und Ultramontanen ein Gesetz durchzudrücken, dem die Mehrheit der Protestanten widerstrebe und das den Grundsatz preisgebe, daß die Schule des Staates ist. Auch von der jüngst proklamierten Regel, die Schule müsse konfessionell sein, ließ er jetzt so viele Ausnahmen zu, daß ein Unterschied seines und des liberalen Standpunkts kaum mehr vorlag. Sein Hervortreten war ihm um so höher anzurechnen, als er in den letzten drei Jahren der Publizistik völlig den Rücken gewendet hatte und er persönlich für den Grafen Zedlitz große Sympathie empfand, während auf Caprivi einzuhauen ihm sichtlich große Freude machte. Zedlitz erklärte er für einen der liebenswürdigsten und begabtesten Männer der preußischen Aristokratie, aber es sei der Fluch des neuen Kurses, die tüchtigen Leute an falscher Stelle

zu verwenden. Als Landwirtschaftsminister wäre Zedlitz der berufene Mann, zum Kultusminister eigne er sich aus hundert Gründen am wenigsten.

Weniger erfreulich war mir Treitschkes Fehde mit Baumgarten, die ihm freilich von dem letzteren aufgenötigt worden war. Wie alle stark subjektiven Naturen, verlangte Baumgarten von jedem andern absolute Objektivität und selbst sprudelnd von geistreichen Paradoxien waren ihm Übertreibungen und gewagte Behauptungen bei seinen Freunden völlig unerträglich. Schon in Karlsruhe pflegte er zu manchem Symptom von Borussomanie bei Treitschke zu sagen: „Aller Götzendienst ist vom Übel.“ Nunmehr war Treitschke in Berlin immer tiefer in die Anschauungen der preußischen Konservativen geraten, während Baumgarten sich in Straßburg mit einer leidenschaftlichen Abneigung gegen die preußische Bureaukratie erfüllte. Bei der Stiftung der Universität Straßburg durch seinen Freund Roggenbach mit dem Lehrstuhl für neuere Geschichte betraut, hatte er sich eng an die protestantischen Elsässer, zumal in der theologischen Fakultät, angeschlossen und führte bei Roggenbach und später im Senate ihre Sache. Der preußischen Gewaltthätigkeit einiger Streber gegenüber, die das Vermögen des Thomasstifts für die Universität einziehen wollten, machte er geltend, daß diesen Stiftungen die Erhaltung des Protestantismus im Elsäß zu danken sei und setzte es als Rektor durch, daß die Verwaltung von diesem Projekte, das die Protestanten Preußen für immer

entfremdet hätte, zurückkam. Den Klagen der elsässischen Eltern über die preußische Schulverwaltung schloß er sich an, da er über seinen eigenen Sohn in leidenschaftliche Konflikte mit dem Schuldirektor geraten war. In Manteuffels Protektion der Notabeln, die die gehässigen Gegner seiner deutsch gesinnten elsässischen Freunde waren, sah er einen Akt des politischen Wahnsinns und konnte sich dafür auf das Zeugnis des Grafen Türckheim und ähnlicher Herren berufen, die preußisch hatten werden wollen, aber nun ihre elsässischen Todfeinde im Salon des Statthalters als Hausfreunde vorfanden. Über alle diese Erfahrungen war Baumgarten in eine Stimmung geraten, die er zwar nicht Preußenfeindschaft genannt wissen wollte, die einer solchen aber glich wie ein Ei dem andern. Jedenfalls waren die Elsässer seine Freunde, und die preußischen Beamten waren die ständigen Objekte seiner Kritik, was ihn natürlich bei der Verwaltung nicht beliebter machte. Als nun in dem großen Geschichtswerk Treitschkes jeder neue Band sich immer einseitiger als der frühere auf den preußischen Standpunkt stellte, und Treitschke in Preußen entschuldigte, was er Österreich zum Verbrechen anrechnete, namentlich aber die kleinen Staaten und ihren Liberalismus höchst abschätzig beurteilte, riß Baumgarten die Geduld, die ohnehin nicht seine stärkste Seite war. So entstand 1885 seine Streitschrift gegen Treitschke, von der Sybel mit Recht sagte, die Art, wie Baumgarten jede Meinungsverschiedenheit aus der verfehlten mora-

lischen Beschaffenheit der Andersdenkenden ableite, könne nur noch pathologisch gedeutet werden. Es war vielleicht zu viel gesagt, wenn Treitschke von einem Wuste ganz allgemein gehaltener Beschimpfungen und Verdächtigungen in dieser „Schmähschrift“ redete, aber niemand wird heute Baumgarten zustimmen, wenn er in einem der schönsten Werke unserer historischen Litteratur nur Übertreibungen und schiefe Urteile entdeckt und von dieser Geschichte behauptet, daß man sie lediglich als Wahrheit und Dichtung lesen könne. Wendungen wie die: „Sehen wir, wie diesem Hochmut die eigene Leistung entspricht“, entsprachen weder der alten Freundschaft mit Treitschke noch der eigenen Bedeutung des Angreifers, den niemand auf eine Linie mit Treitschke stellte. Für Treitschke war dieser feindselige Angriff auf das Werk, das er mit seinem Herzblut geschrieben hatte, tief verletzend. „Als ich das Buch begann,“ schrieb er an Egelhaaf, „hegte ich noch die harmlose Meinung, es müsse doch möglich sein, den Deutschen einmal eine Freude zu machen. Von dieser Täuschung bin ich jetzt geheilt. Uns fehlt noch eine nationale Geschichtsüberlieferung; wer unsere neue Geschichte darstellt wie sie war, hat Schritt für Schritt mit Parteilegenden zu kämpfen und muß sichs gefallen lassen, von allen Seiten gescholten zu werden. Ich hoffe aber, das Buch wird sich behaupten, und wenn ich einst noch von den preußischen Sünden unter Friedrich Wilhelm IV. zu erzählen habe, dann wird sich vielleicht auch die Presse anders dazu stellen. Um

das Urteil der Süddeutschen ist mir auf die Dauer gar nicht bange. Der eigentliche Sitz der galligen Krittelei, welche heute unser öffentliches Leben vergiftet, ist der Norden. Die Oberdeutschen haben sich zu allen Zeiten besser darauf verstanden, zu leben und leben zu lassen. Es ist mir unzweifelhaft, daß der Süden, wenn nur erst die Wirren des Kulturkampfes sich gelegt haben, ein im guten Sinne konservatives Element in der Reichspolitik bilden wird. Erhalten Sie Sich, geehrtester Herr, frohen Mut zu Ihren patriotischen Kämpfen. Die Zeit wird kommen, da die Deutschen sich ihres Lebens und ihres Landes wieder freuen und die politische Kinderkrankheit der ziellosen Unzufriedenheit überwinden werden."

Das teilweise Recht von Baumgartens Polemik, das auch wir anerkennen, lag nicht in den Einzelausstellungen, die Treitschke mit Erfolg widerlegte und gegen die sowohl Sybel wie Erdmannsdörffer, gewiß kompetente Richter, durchweg eintraten. Es war mehr die Verteilung von Licht und Schatten im ganzen, gegen die sich Einsprache erheben ließ. In einem Werke, das mit fast allen Monarchen Europas so streng ins Gericht ging, war die Idealisierung Friedrich Wilhelm III. doch höchst auffallend. Der König, der sich im Kriege schwach benommen hatte und dann im Frieden Patrioten wie Arndt und Jahn verfolgte und Hunderten von wackern jungen Leuten ihr Leben zerstörte, weil er in jedem Burschenschafter einen Jakobiner sah und mit beschränktem Eigensinn sein

Leben lang an diesem Vorurteile festhielt, der in der Meinung, einen persönlichen Beruf zum Liturgen zu haben, Preußen den zerrüttenden Agendenstreit bescheerte und den Pastoren, die sie nicht einführten, jede Zulage verweigerte, der die Lutheraner in die Separation trieb, der in beschränkter Verehrung Metternichs und des Zaren die festeste Stütze der Reaktion in Deutschland genannt werden mußte, bleibt uns ein schlechter Regent und die persönlich guten Eigenschaften und häuslichen Tugenden, die niemand bestreitet, hätte Treitschke bei einem Habsburger oder Wittelsbacher nie so in die Wagschale geworfen. Treitschke beschönigt auch diese Vorgänge in keiner Weise, aber sein Gesamturteil erinnert an Spittlers Charakteristik des Urhebers der Konkordienformel, von dem der kaustische Schwabe Spittler sagte, wenn man alle seine schlechten Eigenschaften und bedenklichen Handlungen zusammenzähle, so wundere man sich, daß im ganzen eine so ehrwürdige Gestalt herausgekommen sei. Daß die süddeutsche Demokratie Baumgartens Angriff auf ihren gefährlichsten Gegner Beifall zollte, begreift sich. In Berlin aber machte die jüdische Presse für seine Schrift Propaganda und Treitschke klagte mir, als er im Herbst mich besuchte, daß, wenn er ins Kolleg gehe, ihm in jeder Buchauslage Baumgartens Broschüre entgegenglänze und gewisse Hospitanten sie sogar im Kolleg vor sich legten, um ihm die Stimmung zu verderben. Aber es kam kein bitteres Wort gegen Baumgarten über seine Lippen,

er war nur traurig, daß eine alte Freundschaft so abschloß. Auf den Vorwurf, daß er in borussischem Hochmute die Süddeutschen überhaupt als Deutsche zweiter Klasse ansehe, erwiderte er in einem Briefe an Heigel: „Ich bin nur politisch ein Preuße; menschlich fühle ich mich in Süd- und Mitteldeutschland heimischer als im Norden; fast alle meine liebsten Erinnerungen haften an Oberdeutschland; meine Frau ist vom Bodensee und meine in der Pfalz gebornen Töchter gelten hier als Süddeutsche (sogar Pfälzer Gurgeln sagte er ihnen später nach). Ich hoffe, Sie werden nicht zu denen gehören, die sich durch Baumgartens Gehässigkeit ihr Urteil trüben lassen. Nach meiner Meinung besteht die historische Objektivität darin, daß man das Große groß, das Kleine klein behandelt. Es war meine Pflicht, zu zeigen, daß der alte preußische Absolutismus nach 1815 Großes und Gutes geschaffen hat und das süddeutsche konstitutionelle Leben schwere Lehrjahre durchmachen mußte, bevor es sich abklärte. Wenn diese unbestreitbaren Thatsachen der heutigen Fraktionspolitik unbequem sind, so darf ich sie doch darum nicht verschweigen oder verhüllen. Wie Sie auch darüber denken mögen, norddeutsche Vorurteile werden Sie in meinem Buche hoffentlich nicht finden. In meinen Augen war umgekehrt gerade Baumgarten immer die Verkörperung des häßlichsten Fehlers der Norddeutschen, der galligen Krittelei, und es mutet mich fast spaßhaft an, daß er sich zum Anwalt der Süd-

deutschen aufwirft, während ich aus dem Süden beharrlich zustimmende Berichte erhalte.“ Baumgarten selbst bestritt, daß seine Ausdrücke beleidigend seien, und erst als sie ihm Erdmannsdörffer in einer Besprechung in den „Grenzboten“ in Anwendung auf Baumgartens eigene Schrift Stück für Stück in Gänsefüßchen zurückgab, wird ihm die Empfindung gekommen sein, wie solche Liebenswürdigkeiten auf den Angegriffenen wirken.

Alle diese Verdrießlichkeiten erschienen aber als gleichgültige Dinge gegenüber einem Schicksal, das den durch seine Taubheit doch hinlänglich geprüften Helden seit 1892 bedrohte. Nächte lang arbeitend, hatte er sich durch stetes Rauchen wach gehalten, bis er sich eine Nikotinvergiftung zuzog, die sich auf die überanstrengten Augen warf. Da er sich der Behandlung des Heidelberger Ophthalmologen anvertraute, war er nun in den Ferien länger als früher in Heidelberg. Etwas Traurigeres als die Aussicht, die er ohne alle Lamentationen aber mit tiefem Ernste mitteilte, ließ sich nicht denken. „Taub und blind läßt sich nicht leben“, sagte er ruhig. Aber wie ihn trösten? Das Lesen von den Lippen war ihm bei der zunehmenden Augenschwäche schon erschwert, an Schreiben nicht zu denken, so war jede zusammenhängende Mitteilung unmöglich. „Warum mir das alles?“ fragte er bitter. Die treffliche Gattin war krank in einer Nervenheilanstalt, sein einziger Sohn mit 14 Jahren gestorben, die ältere Tochter, die ihm hauptsächlich als Dolmetscher

gedient hatte, auswärts verheiratet. „Ich verlange vom Leben ja nichts mehr," sagte er, „als arbeiten zu können. Ist denn das ein unbilliger Wunsch?" Daß dieses starke Herz der Tröstung bedürfen sollte, wer hätte das je gedacht! Der Abschied im April 1893 war tief traurig. Im Herbst wurde ich wieder aus dem Garten gerufen, Herr von Treitschke sei auf dem Balkon. Als ich hereinkam, streckte er mir voll Freude beide Hände entgegen: „Wie froh bin ich, daß ich zu Ihnen herüberkam. Als ich das letzte Mal hier stand, konnte ich das Schloß nicht sehen, es war alles wie ein Nebel, ein Milchschein, und jetzt sehe ich deutlich die Umrisse. Es wird besser! Es wird besser!" Auch der Arzt hatte sich befriedigt geäußert. Freudig erzählte er, mehr als je sei ihm seine Vorlesung ein Trost gewesen. Da er nicht lesen und schreiben durfte, hatte er nur der Vorbereitung auf das Kolleg seine Zeit gewidmet und bei seinem bewundernswerten Gedächtnis hatte er, nur selten einmal ein Buch mit Hilfe, wie sie gerade zu haben war, nachschlagend, vollkommen frei vorgetragen und die Studenten wie in seinen besten Tagen begeistert. In der glücklichen Stimmung, in der er sich befand, willigte er ein, daß ich ihm auf den Abend alle alten Freunde, die noch aus seiner Zeit in Heidelberg waren, und einige andere Verehrer einlade und er war so munter und sprudelnd, daß niemand in ihm einen Mann vermutet hätte, der noch eben vor dem Schicksal gestanden hatte, nur durch die Buchstaben, die man ihm in die Hand

schrieb, von der Außenwelt erfahren zu können. Die Besserung hielt vor. Der fünfte Band erschien im Herbste 1894 und stand an Kraft des Stils und Anschaulichkeit der Erzählung völlig auf der Höhe der früheren Bände. Wie er bei der gebotenen Rücksicht auf seine Augen diese Litteratur hatte bewältigen können, war geradezu rätselhaft. Aber der Feind hatte den Platz nicht geräumt, er drang nur von einer anderen Seite her vor. Im Winter 1896 kam die traurige Nachricht, Treitschke liege an einem unheilbaren Nierenleiden darnieder. Er kämpfte wie ein Mann, aber Hoffnung war keine. Bald trat Wassersucht auf und das beengte Herz brachte dem starken Manne unerhörte Beängstigungen. „Wer soll mein Buch fertig schreiben?“ klagte er.

Bailleu erzählt in seinem schönen Nachruf von diesen letzten Tagen: „Ich traf ihn mühsam unter seinen Excerpten blätternd und mit sichtlicher Anstrengung lesend. Er begann von seinem sechsten Bande zu reden, dessen Fortschritte ich im Archiv, Akten auf Akten heranbringend, im täglichen Gespräche mit ihm erörtert hatte. Seine leidenden Züge belebten sich, indem er von der schlichten Tüchtigkeit des Prinzen von Preußen sprach, dessen Feldzug in Baden er durchforscht hatte, und in dem er, mit dem preußischen Heere, in der allgemeinen Auflösung des Jahres 1848 den gesunden Kern für die Zukunft Deutschlands darstellen wollte. „Ja, unser lieber alter Herr! Seit seinem Tode ist alles Unglück über mich hereinge-

brochen.“ Ich suchte ihn zu trösten mit einigen Worten über den steigenden Erfolg seiner deutschen Geschichte .... „Ach ich habe wenig Glück gehabt in meinem Leben, und wenn nun — aber das kann nicht sein. Gott kann mich nicht hinwegnehmen, ehe ich meinen sechsten Band vollendet habe, und dann“ — kam es leise wie im Selbstgespräch von seinen Lippen — „habe ich doch auch noch das andere Werk zu schreiben.“ Ich glaube, wenige von Treitschkes Freunden haben diese Erzählungen mit trockenen Augen lesen können. Tageweise schien Besserung einzutreten. Noch den Tag vor seinem Tode hatte er mit den Töchtern in alter Weise gescherzt. Dann war er am Morgen des 28. April 1896 leise und rasch erlöst worden. Zu seiner Beerdigung strömten von nah und fern die Verehrer und Freunde zusammen. Bald nachher sendeten mir die Kinder ein liebes Andenken an ihren Vater. In seinem Zimmer hatten drei Bilder gehängt. Zunächst Kamphausens Schlacht von Friedberg; auf dem Vordergrund ist ein sächsischer Oberst als Gefangener zu sehen, dazu eroberte Fahnen und Pauken mit dem kursächsischen Wappen. „Wann werden diese gesegneten Tage wiederkehren?“ hatte er einmal seinem Freunde Gutschmid geschrieben. Das zweite war Mentzels großer Kurfürst, den Erdmannsdörffer zur Erinnerung erhielt. Mir war das dritte Bild von Schrader das liebste, das die Töchter mir sendeten: Cromwell belauscht seinen blinden Freund Milton beim Orgelspiel. Ich wußte, daß es ihm oft

ein Trost gewesen war, das Bild des Dichters, dem auch ein Sinn fehlte und der dennoch ein volles Gewicht in die Wage der menschlichen Kultur geworfen hat. Von der Witwe bekam ich gleichzeitig die Photographie des auf seinem Totenbette liegenden Freundes. Es ist das Bild eines Schlafenden, den freundliche Träume umgaukeln. Die teuerste Erinnerung aber an ihn sind mir die vielen Bände seiner Werke, die er mir regelmäßig sendete. Keine Seite kann ich darin lesen, ohne daß mir im Ohr der Ton aufwacht, mit dem er das gesprochen hätte und ohne daß ich das geistvolle Lächeln aufblitzen sehe, das seine Worte begleitete; hatte doch dieses Wetterleuchten des Geistes in seinen großgeschnittenen Zügen etwas Unwiderstehliches, dem selbst diejenigen zulächeln mußten, die mit seinen Worten gar nicht einverstanden waren. Schweres hat er zuletzt erduldet und noch Schwererem hat ihn der Tod rechtzeitig entrückt, und doch ist er der Glücklichsten einer gewesen, dennoch ein Liebling der Götter, wenn anders der Dichter mit Recht sagt:

Alles geben die Götter, die unendlichen, ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen, alle Schmerzen, die unendlichen ganz.

Eine Frage aber lag damals auf aller Lippen, die, mit der er selbst aus der Welt gegangen war: „Wer wird nun die deutsche Geschichte so wie er fertig schreiben?“ Und die Antwort lautet — niemand.